Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Jahrgang 1920

Band 6

„Eta-Gesichtsprickler.“

Eine vortreffliche Erfindung gegen die Spuren des Alters! Reichspatent ang. Der rotierende sterile Ansatz besteht aus einer **Hautspannmasse** und wird durch eine kleine Kurbel in Bewegung gesetzt. Es erfolgt sofort ein angenehmes tiefwirkendes **Prickeln,** welches intensiv die Blutzirkulation anregt und den Hautgewebszellen neues Leben, neue Nährsäfte bringt. Entkräftete faltige Haut wird frisch, elastisch und erhält überraschend schnell eine **jugendliche Spannkraft.** Jüngere Damen können nichts Besseres tun, als mit dem „Eta-Prickler“ dem vorzeitigen Welken der Gesichtshaut vorzubeugen. Der „Eta-Prickler“ kostet M. 7.—. Zusendung in Briefkarton verschlossen vom

Laboratorium „Eta“, Berlin W. 139, Potsdamer Str. 32.





Lärm ruiniert die Nerven!

Ohropax - Geräuschschützer, weiche Kügelchen für die Ohren schützen **Gesunde und Kranke gegen Geräusche und Großstadtlärm**, während des Schlafes, bei der Arbeit, auf Reisen, auf dem Krankenlager. Schachtel mit 6 Paar Kügelchen M. 2.— Zu haben in Apotheken, Drogerien, Bandagen- und Gummigeschäften oder vom Fabrikanten Apotheker

Max Negwer, Berlin 148, Bülowstr. 56.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Lehrbuch der Graphologie.

Von L. Meyer (Laura v. Albertini).

7. Auflage. Groß-Oktav. 275 Seiten mit 350 Handschriften-Faksimiles und einem Bildnis der Verfasserin.

Gebunden 9 Mark 80 Pf., dazu tritt der allgemein gültige Teuerungszuschlag.

Ein anerkannt vollkommenes und bewährtes Buch d. Handschriftendeutung.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die Schule des Schneelaufs. Von Carl J. Luther.

Ein neuer, vollständiger und kurzgefaßter Lehrgang für den Gebrauch der Schneeschuhe für Wanderfahrt, Heerdienst, Sport und Verkehr, nebst einer Übersicht über die Schneelaufgebiete. 9. 13. Tausend. Mit 50 Abbildungen nach Aufnahmen und Zeichnungen des Verfassers. In steifem Umschlag geheftet 2 Mark, dazu tritt der allgemein gültige Teuerungszuschlag.

Der Verfasser hat es zuwege gebracht, das Wesentliche des Schneelaufes in gedrängter, aber klarer, so zu sagen selbstverständlicher Darstellung auch dem blutigsten Anfänger verständlich zu machen ... Es fällt einem bei Luthers Erklärungen wie Schuppen von den Augen!

Hans Wödl in der österreichischen „Alpenzeitung“.

Ein köstliches Büchlein von angenehmstem Taschenformat ... für den Anfänger wie für den Könner gleich wertvoll und wohl das Beste, was bisher erschienen ist, jedenfalls was Schule und Theorie betrifft ... Carl Luther hat es verstanden längst gemachte Erfahrungen, längst geahnte, längst unbewußt ausgeführte Bewegungen theoretisch einwandfrei darzustellen. Wie einfach und leichtverständlich sind die schematischen Bilder ... so einfach, daß man sich wundert, sie nicht früher verwendet zu haben.

M. M. Wirth im „Winter“.

Zu haben in allen Buchhandlungen.



Zu der Erzählung „In Sturm und Klippen" von Justus Flöthe (S 29)

Originalzeichnung von A. Roloff

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang
* 1920 *

Sechster Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Seite

Mannigfaltiges



In Sturm und Klippen

Erzählung von der Seekante von Justus Flöthe

Mit Bildern von A. Roloff

In dem kleinen Stranddorfe hinter der Düne gab es eine Hochzeit. Peter Nils heiratete Antje Holms, das schönste Mädchen, das auf Meilen weit an der Küste zu finden war.

In schrillen Tönen klang die Glocke auf dem alten Turm, als der Hochzeitszug sich nach dem kleinen Kirchlein bewegte. Neugierige standen herum und sprachen ihre mehr oder minder gute Meinung über das Brautpaar aus. Diesmal redeten sie über das bleiche Aussehen der Braut, die, statt fröhlich und heiter auszusehen, ernst und niedergeschlagen neben dem Bräutigam der Kirche zuschritt.

Eine frohe Braut führte Peter nicht in sein Haus, das sah jedermann, doch er schien darauf nicht zu achten; mit offenbarer Befriedigung schritt er an ihrer Seite. Stolz blickte aus seinen Augen, wenn er auf sie herabschaute, denn er war ein stattlicher Mann; seine vierschrötige Gestalt überragte massig ihren zierlichen Körper. Sein Kopf mit derben, gewöhnlichen Zügen ruhte auf einem starken Nacken, und seine massige Faust konnte leicht ihre beiden Hände umspannen. Weißlichblondes Haar bedeckte in harten Strähnen seinen Kopf und schaute unter seinem Schifferhute hervor, denn ein Schiffer war er, das sah man an dem wiegenden Gang.

Die Braut war eine Erscheinung, wie man sie nicht oft an dieser entlegenen Küste zu treffen gewöhnt war. Ihr reiches schwarzes Haar fiel unter der hellen Haarfarbe der Schifferbevölkerung besonders auf, und mit ihrem feingeformten Kopf und den von dunklen Wimpern beschatteten Augen wirkte sie unter dem helläugigen Strandvolke wie eine Südländerin.

Nun stand sie mit Peter Nils vor dem Altar und atmete tief und schwer, daß es fast wie Seufzen klang.

Das winzige Kirchlein war von Menschen dicht gefüllt, die der Rede des Pfarrers zuhörten. Peter war der reichste Mann im Ort und konnte dem Pfarrer zeigen, daß er nicht auf ein paar Taler mehr oder weniger zu achten brauchte. Die Weiber weinten denn auch alle gerührt, und die Schürzenzipfel wurden oft zum Trocknen der Tränen benützt.

Peter hörte geduldig die lange Rede mit an; ihm war es nicht so sehr um die Predigt zu tun als um sein Ansehen im Dorf.

Antje stand während der Predigt gesenkten Hauptes da. Sie hörte nicht viel von dem, was der Pfarrer sprach, denn sie dachte immer nur an den, neben dem sie hier hätte stehen sollen, der aber nie wiederkehrte, denn er ruhte fern von hier auf dem Grunde des Meeres. Hans Lürsen, ihr einstiger Bräutigam, war ertrunken. Peter Nils hatte die Nachricht mitgebracht, nachdem schon lange der Untergang des Schiffes von der Reederei bekannt gegeben war.

Peter war bei dem Schiffbruch glücklich davongekommen; er hatte gesehen, wie Lürsen in den Wellen versank. Und nun stand Antje hier mit Peter Nils vor dem Altar und weinte, und die Frauen und Mädchen weinten wegen der schönen Predigt des Pfarrers, von der Antje nichts verstand.

Endlich war die Predigt zu Ende. Die Ringe wurden gewechselt, und dann schritt Peter mit seinem jungen Weib am Arme stolz aus der Kirchentür ins Freie.

Draußen, unter den Neugierigen, die das junge Paar beglückwünschten, manche aus wirklicher Anteil-



nahme, viele aber, weil sie sich den reichen Peter zum Freunde halten wollten, stand auch ein alter Mann und reichte wie alle die anderen dem jungen Paare die Hand. Tränen standen ihm in den Augen, und Antje schluchzte laut auf, als sie es sah. Es war Klaus Lürsen, der Vater des ertrunkenen Hans.

Auch Peter sah die feuchten Augen des Alten, und ein finsterer Schatten zog über sein Gesicht. Wie in geheimer Angst blickte er scheu zur Seite und schritt schnell an dem Alten vorbei dem Dorf und dem Hochzeitshause zu.

Die Leute verliefen sich allmählich, nur einige besonders beharrliche Weiber standen noch lange in einer Gruppe zusammen.

„Nein," sagte Wüppke Pagels, die als die Klügste unter ihren Genossinnen galt, „nein, eine glückliche Braut war das nicht, und wie sollte sie auch? — Ja, wenn Hans Lürsen noch lebte und wäre mit Antje vor dem Altar gestanden, ja, dann hätte sie anders ausgesehen. Aber mit Peter, dem wüsten Kerl — das kann keine gute Ehe geben." Scheu zur Seite blickend, tuschelte sie: „Nicht darüber reden, daß er es nicht merkt, sonst . . ." Ohne zu äußern, was sonst zu befürchten sein konnte, humpelte sie davon; und die anderen Weiber gingen ihrer Wege.

Nun war Antje Peters Weib. Kein glücklich liebendes Weib, sondern eines, das den Gedanken an einen anderen tief im Herzen trug, und nicht davon lassen konnte, und die nur zurückhaltend, fast abwehrend die Zärtlichkeiten Peters erduldete; denn er war zärtlich und voll heißen Liebesverlangens, und wenn er auch roh und ungeschlacht war, ihr gegenüber benahm er sich sanft

wie ein Kind und wog jedes Wort, das er sprach, um sie nicht zu verletzen. Er suchte ihre Wünsche zu erraten, um sie zu erfüllen. Denn die Liebe zu Antje war das einzige starke Gefühl, das den sonst gar nicht gefühlsweichen Riesen erfüllte. Er ließ nichts unversucht, um ihre Gegenliebe zu erringen, denn daß er sie noch nicht besaß, war ihm wohl bewußt; er ahnte, daß sie noch immer an Hans Lürsen dachte. Aber mit der Beharrlichkeit seiner starken Liebe glaubte er, daß dies mit der Zeit anders werden würde.

Wenn auch bei Antje die Stimme des Herzens nicht mitsprach, so war sie doch aus guter Schifferart und kannte ihre Pflichten als Peters Weib und erfüllte sie. Und Peter war damit zufrieden, denn er hoffte von der Zukunft alles und freute sich, daß sie sein war. So lebten sie nebeneinander hin, sie geduldig in ihr Schicksal ergeben, er in stetem Abwarten und Mühen um ihre Liebe.

Auf der Kuppe des Deiches stand Peter Nils und blickte hinaus auf die schwarze Flut des Meeres, das unruhig kurze Wogen heranrollte. Steifer Nordwest hatte schon den ganzen Tag über geweht und schien zum Sturm werden zu wollen. Eisig blies er ihm ins Gesicht, aber der wetterharte Mann achtete nicht darauf. Die Hände tief in den Taschen seiner teerigen Schifferhose, die kurze Stummelpfeife im Munde, den Südwester fest auf den Kopf gedrückt, stand er lange und schaute hinaus, wo doch nichts zu sehen war als dunkles Meer und dunkler Himmel.

Endlich schien er aus dumpfem Sinnen zu erwachen; langsam zog er eine Hand aus der Tasche und strich damit über das breite Gesicht, als wollte er

unliebe, beharrliche Gedanken verscheuchen. Die Pfeife aus dem Munde nehmend, sprach er für sich: „Es wird arg heute nacht, der Wind geht nach Norden herum.“

Dann wandte er sich um und erschrak. Vor ihm stand der alte Lürsen.

„Na, Lürsen,“ rief er, seine Betroffenheit unter Grobheit verbergend, „Ihr schleicht ja herum wie auf Katzensohlen!“

„Rede nicht so unverständig, Peter, als ob du nicht wüßtest, daß der Wind den Schall der Tritte verweht; ich komme, um nach dem Wetter zu sehen.“ Der Alte stieg langsam hinauf, wo Peter eben gestanden war, und schaute aufmerksam hinaus in die unruhige See.

Am westlichen Horizont flammte ein fahler Streif sturmverkündend durch die hereinbrechende Dunkelheit.

Der Alte schüttelte den Kopf und sagte mehr zu sich wie zu Peter: „Es wird was Ordentliches geben diese Nacht.“

Peter nickte stumm.

Er hatte den Alten die ganze Zeit über lauernd von der Seite betrachtet.

„Sie haben die Bake heute früh angesteckt,“ sagte Lürsen und wies mit einer Kopfbewegung seitwärts nach einem aufflammenden Lichtschein.

„Wird ihnen diesmal wenig helfen,“ erwiderte Peter, nach den immer schwerer heranrollenden Wogen blickend.

Der Alte stimmte zu.

Nachdem Peter sich eine frische Pfeife gestopft und in Brand gesetzt hatte, fragte der Alte: „Bist du mit an der Reihe beim Boot, Peter?“

„Ja, warum fragt Ihr?“

„Es wird zu tun geben diese Nacht!“

„Dann werde ich auf dem Posten sein!“ sagte Nils, drehte sich um und schritt dem Dorfe zu.

Der Alte wandte sich wieder dem Meere zu.

Obgleich es stark dunkelte, sah man doch ungefähr eine halbe Seemeile entfernt einen hellen Streifen sich deutlich von der dunklen Fläche des Meeres abheben. Es war der Schaum der Brandung, die dort an einem Felsenriff entstand, das unter der Oberfläche des Meeres lag, und nur bei niedriger Ebbe zu sehen war. Selbst bei ruhigem Wetter brandete hier die See, und einem mit der Lage des Riffs Unbekannten wäre es nicht möglich gewesen, das leichteste Boot durchzubringen; nur einheimische Schiffer wußten einige Lücken zu finden, wo sie mit ihren Booten durchschlüpften. Manches Fahrzeug war hier schon zugrunde gegangen, und mancher Mutter Sohn hatte zwischen den Klippen sein nasses Grab gefunden. Hinter der kleinen Dorfkirche gab es eine lange Reihe Gräber, in denen die ruhten, die man wiedergefunden hatte. Ohne Namen schliefen viele von ihnen dort den ewigen Schlaf.

Der alte Seemann schaute noch eine Zeitlang gedankenvoll auf das Meer und den hellen Streifen. Auch sein Sohn war von der See verschlungen worden. —

Als schwere Regentropfen ihm ins Gesicht schlugen, wandte der Alte sich um und schritt seinem hinter dem Deich liegenden Hause zu, dessen schützendes Dach er noch vor dem stärksten Regen erreichte.

Auch Peter Nils war um diese Zeit heimgekommen. Auf dem Herd loderte ein helles Feuer, und davor stand seine junge Frau und bereitete das Abendbrot. Sie sah sich nicht um, als Peter eintrat. Er hatte Mühe, die Tür wegen des heftigen Windes wieder zu schließen,

und die Flammen lohten, vom Windstoß gejagt, hoch in den Kamin hinauf.

Als es ihm gelungen war, die Tür wieder ins Schloß zu drücken, nahm er einen Holzstuhl und setzte sich vor den Herd. Er betrachtete die feine Gestalt seines Weibes, und es drängte ihn, sie in seine Arme zu nehmen, doch er wartete, daß sie ihn anreden würde.

Als die junge Frau still blieb, fragte er: „Wie hast du den Nachmittag verbracht, Antje?"

„Ich war bei Lürsens."

Peters Gesicht wurde rot, doch zwang er den Unmut nieder und sagte vorwurfsvoll: „Ich habe dich doch gebeten, Antje . . ."

„Ja, ja," erwiderte sie rasch, „ich habe es dir versprochen, daß ich nicht mehr hingehen wollte, und habe Wort gehalten bis heute. Aber heute konnte ich nicht anders, sie ließen mich rufen. — Es geht dich an, Peter; obgleich ich niemand, auch dir nichts sagen soll; Hans Lürsen lebt!"

Sie hatte die letzten Worte erregt gesprochen, nun wandte sie sich ab, um die Tränen zu verbergen.

Deshalb sah sie auch nicht den entsetzten Ausdruck im Gesicht ihres Mannes, die fahle Blässe seiner Wangen und die verkrampften Hände. Als sie sich ihm wieder zuwandte, nachdem sie verstohlen die Tränen abgewischt, war es vorüber. Nur seine Stimme klang fremd, als er scheinbar verwundert fragte: „Warum sagte mir der alte Lürsen nichts; ich habe heute abend mit ihm gesprochen."

„Sie haben ihm nichts erzählt, und wollen ihn auch früher nichts hören lassen, bevor es sicher ist," entgegnete Antje. „Sie haben die Nachricht durch einen barmherzigen Bruder, der in einem französischen Kranken-

hause war. Wo — kann ich nicht sagen, ich habe den Namen vergessen. Dort soll Hans lange todkrank gelegen und in einem lichten Augenblick den Bruder gebeten haben, hierher zu schreiben, daß er noch lebe. Der Brief ist lange unterwegs gewesen, und wer weiß, ob Hans inzwischen nicht gestorben ist. Deshalb soll der Alte noch nichts erfahren."

Antje hatte schnell und hastig gesprochen, nun atmete sie tief und schwer. Peter saß eine Weile stumm; dann sprang er auf, ergriff ihre Hand und fragte: „Und du, Antje . . .?"

Sie zuckte zusammen: „Was soll ich tun? — Ich bin dein."

„Ja, mein," schrie Peter, sie an sich reißend, „und wehe dem, der käme und . . ." Er ließ Antje los, riß seinen Südwester über den Kopf und stürmte hinaus in die Nacht, die Tür hinter sich offen lassend, so daß der Regen hereinpeitschte.

Antje ging mit müden Schritten nach der Tür und schloß sie mit Anstrengung, dann nahm sie das unberührte Essen, trug es in die Stube und setzte es in die Ofenröhre.

Darauf ging sie nach dem Tisch, setzte sich auf den Stuhl und legte den Kopf auf die verschlungenen Arme und weinte um ihr verlorenes Glück, daß die Tränen durch die gefalteten Hände liefen. Schwere Angst quälte sie wegen Peters letzten Worten. Es war eine Drohung, und sie galt dem, dem ihr Herz gehörte, trotzdem sie Peters Weib war, und sie kannte sein gewalttätiges Wesen. — Was sollte werden, wenn Hans wieder heimkehrte?

Peter hatte bei seinem Davonstürmen unwillkürlich den Weg nach der Feuerbake eingeschlagen, die sich

auf einem Gerüst befand. Dieses war über dem Schuppen errichtet, in dem das Rettungsboot lag; daneben stand die Hütte des Feuerwächters.

Peter sah hinauf zur Bake. Der Regen hatte die Flammen schon fast ganz verlöscht; roter Qualm zog nur noch aus der Pfanne.

Als Peter durch das kleine Fenster in die Hütte blickte, saß der Wächter bei einer qualmigen Lampe und schlief.

Peter setzte sich unter den Schuppen auf das Boot. Ihn fröstelte, und seine Zähne schlugen aufeinander, nicht allein vom kalten Regen, der ihn durchnäßt hatte, sondern mehr noch von der innerlichen Aufregung.

Der zum Orkan gewordene Sturm heulte unter dem Schuppen, und das Gebälk des Gerüstes knarrte.

Peter sah starr vor sich hin; seine Brust arbeitete schwer. Seine Gedanken aber waren weit fort in der Vergangenheit.

Eine Sturmnacht war es auch gewesen in der Straße von Madagaskar, als sie auf dem mast- und steuerlosen Barkschiffe dort herumtrieben, bis das Wrack bei anbrechendem Morgen versank. Alle gingen zugrunde, nur er nicht und noch einer; doch auch Hans Lürsen versank dann vor seinen Augen, als Peter Nils seine Hand zurückstieß, die nach derselben Planke greifen wollte, die Peter erfaßt hatte, um sich zu retten.

Ja, er hatte Lürsens Hand zurückgestoßen, und seitdem verfolgte ihn die Erinnerung daran im Wachen und im Schlafe; manchmal glaubte er wirklich die Stimme des Versinkenden zu vernehmen, der ihm noch zuletzt zurief: „Mörder!“ — Und nun sollte Lürsen wiederkommen, der vor seinen Augen ertrunken war?

Peter versank in dumpfes Grübeln und Sinnen.

Im Kampf um das eigene Leben hatte er Lürsen zurückgestoßen; sonst hätten beide versinken müssen, wenn auch der andere die Planke erfaßt hätte. Das Herz Peters pochte laut, denn so sehr er sich auch jetzt wieder, wie so oft vorher, bemühte, sich vor sich selber zu entschuldigen — er wußte es doch am besten, warum er damals so gehandelt hatte. Der Gedanke an Antje hatte ihn in der größten Not durchzuckt, und da war es ihm durch den Sinn gefahren, wenn Lürsen nicht wiederkam, wenn er ertrank, dann war der Weg zu ihr für ihn frei. Darum stieß er die rettungsuchende Hand zurück.

Wenn Lürsen nun doch wiederkam, dann würde Antje erfahren, was er getan — dann würde sie ihn verachten und verlassen.

Konnte er denn wiederkommen?

Antje hatte ja selber gesagt, daß man noch nicht sicher wäre, ob Hans nicht doch vielleicht gestorben wäre. Mit diesem Gedanken suchte Peter sich zu beruhigen. Wenn Hans gestorben wäre, dann konnte er Antje ruhig ins Auge schauen.

Trotzdem ihm leichter ums Herz geworden war, zitterten dem starken Manne die Finger, als er seine Pfeife hervorholte und mit Stahl und Stein Feuer schlug, um sie in Brand zu setzen; erst als er den Rauch vor sich hinblies, wurde er ruhiger.

Der Regen hatte inzwischen nachgelassen, aber der Sturm war noch im Wachsen. Das Meer brandete fürchterlich, und der Gischt spritzte bis zu ihm herauf. Peter sah wieder hinauf zur Bake, die nun ganz erloschen war. Da trat der Feuerwächter aus der Hütte und wunderte sich, hier einen Menschen zu finden. Er wollte zur Bake hinaufsteigen, doch war es dem ält-



lichen Manne in dem furchtbaren Sturm fast unmöglich, nach oben zu kommen. Peter löste sein Tuch vom Halse und band damit seinen Teerhut auf dem Kopfe fest. Dann schob er den Wächter beiseite und stieg die steile Leiter empor, die zur Bake führte. Die Leiter schwankte bei den schweren Windstößen hin und her, und mancher andere wäre vom Sturme in die Tiefe geschleudert worden, doch Peter hatte manches Mal schon im wildesten Orkan in der Takelage eines Schiffes gearbeitet, und so klomm er auch trotz des wütenden Sturmes die Leiter zur Bake empor, bis er bei der Pfanne angelangt war.

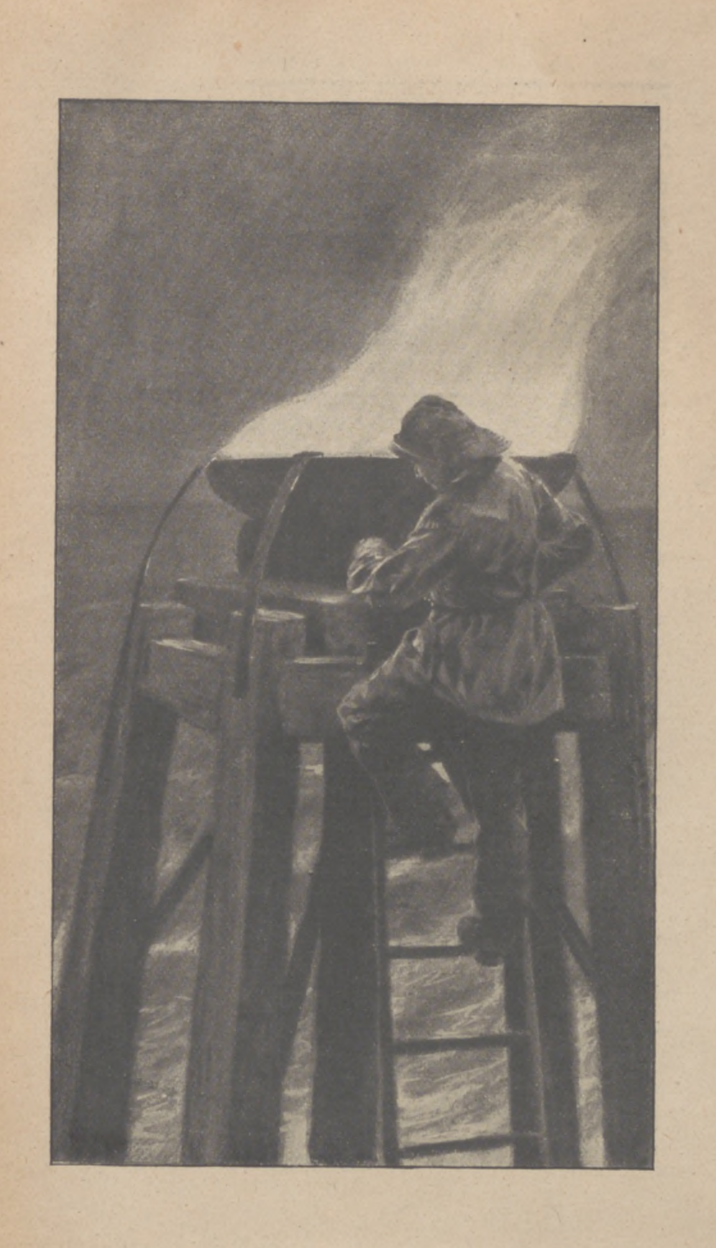
Hier befand sich eine Vorrichtung zum Festschnallen. Sorgfältig schnürte er den Riemen um den Leib, zog dann Stahl und Stein heraus, und bald loderte die pechgenährte Flamme wieder zum Himmel empor. Dann löste er den Riemen und stieg vorsichtig wieder die Leiter hinab.

Der Wächter stand noch unten, als Peter wieder herabkam; er sprach einige Dankesworte, die beim Heulen des Windes unverständlich blieben. Peter achtete auch nicht darauf, sondern schritt ohne Wort und Gruß davon und seinem Hause zu.

Im Dorf war alles still und dunkel. Nur aus einem Hause schimmerte noch ein Lichtschein; es war das seine.

Und nun sah er durch eines der hellen Fenster in die Stube. Antje war noch auf und erwartete ihn. Er konnte sich nicht satt sehen an ihr. Ein stolzes Gefühl, daß sie sein war, kam über ihn, und so trat er in sein Haus.

Antje hatte noch lange, nachdem Peter fortgegangen war, geweint und geschluchzt. Dann, als sie allmählich



wieder ruhiger empfinden und klarer denken konnte, war sie aufgestanden und hatte die Spuren ihrer Tränen verwischt; Peter konnte bald wiederkommen, und er sollte nicht sehen, daß sie geweint hatte, und wie schwer sie innerlich litt.

Daß Peter sie liebte, wußte sie seit langem; schon als Knabe hatte er ihr seine Zuneigung auf jede Art zu erkennen gegeben. Als sie herangewachsen, andere als kindliche Regungen fühlte, mochte sie den hübschen Hans Lürsen lieber und wies Peter zurück. Peter war wohlhabender Leute Kind und einziger Sohn. Die Eltern Lürsens waren arm und lebten von der Hand in den Mund. Im Sommer machte der alte Lürsen ein paar kleine Seereisen, dann waren seine beiden Söhne, Hans und Christian, so lange bei Antjes Mutter, der Witwe eines ertrunkenen Seemannes, da ihre eigene Mutter tot war. Kein Wunder, daß sich das erblühende Mädchen und der frische Bursch in Liebe zusammenfanden.

Daß Peter sie auch mit seiner Liebe verfolgte, sagte Antje Hans nicht, denn sie fürchtete, daß er aus Eifersucht mit ihm zusammengeraten möchte, und bangte um Hans, denn Peter war ihm an Körperkraft überlegen.

So blieb Hans ahnungslos und verkehrte mit Peter als Kamerad; wenn er sich ihm auch nicht besonders freundschaftlich geneigt zeigte, so waren sie doch als Gleichalterige in dem kleinen Dorfe aufeinander angewiesen.

Peter war ein verschlagener Bursche und ließ nicht merken, daß Antje ihm mehr war, und daß sie ihn mit seinen Liebesanträgen zurückgewiesen hatte; er wartete seine Zeit ab.

Im Sommer war fast keiner der jungen Burschen des Dorfes daheim, sie schweiften als Matrosen in allen Weltmeeren umher; auch Peter und Hans und Christian Lürsen hatten schon mehrere Fahrten auf See gemacht.

Christian verheiratete sich zuerst mit einem Mädchen aus dem Dorfe. Er wollte nicht mehr auf See fahren und zog mit seiner jungen Frau zum Vater ins Haus. Mit ihm gemeinschaftlich betrieb er die Fischerei. Der Alte hatte den Seemannsberuf schon länger aufgegeben.

Da war auch Hans wieder zurückgekommen, und Antjes Herz schlug ihm voll Liebe entgegen, als sie ihn wiedersah, denn er war noch männlicher und hübscher geworden. Nun wollten sie nicht mehr länger zögern mit dem Verlöbnis und dann bald Hochzeit machen. Antjes Mutter, die Hans ein mütterliches Gefühl bewahrt hatte, war freudig überrascht, als ihr einstiger Pflegesohn die Hand ihrer Tochter begehrte, und gab ihre herzliche Einwilligung. Es war ein freudiges Ereignis für das ganze Dorf, denn jeder mochte die beiden jungen Leute gern leiden. Peter, der von einer Fahrt später als Hans heimkehrte, fühlte sich tief enttäuscht, als ihm die beiden begegneten. Den ganzen Tag lag er in den Dünen und Klippen herum und tobte seinen Schmerz und seinen Zorn in der Einsamkeit aus.

Dann hatte er es überwunden und verschloß seinen Groll nun unter der Maske der Freundschaft. Damit zerstreute er allen Verdacht bei Antje, und Hans ahnte nicht, daß Peter seine Braut einmal begehrt hatte. Der hatte auch nicht alle Hoffnung aufgegeben, sondern wartete auf einen glücklichen Zufall.

Der Winter war den jungen Brautleuten rasch im Gefühle ihrer gegenseitigen Liebe vergangen. Doch nun mußten sie sich noch einmal trennen, denn Hans wollte

noch eine Seefahrt machen. Im Herbst sollte Hochzeit sein.

Er war auf einem Schiffe angemustert worden, das eine Reise nach Baltimore machen wollte, und war nicht wenig überrascht, als er auch Peter dort traf, der sich auf demselben Schiffe verheuert hatte; in seiner Arglosigkeit freute er sich, daß er mit dem Schulkameraden zusammen reisen konnte.

Antje aber war voll Angst, als sie es erfuhr, und als der Tag der Abreise immer näher rückte, warnte sie, von trüben Ahnungen gepeinigt, Hans vor Peters Rachsucht.

Hans aber lachte über ihre Unruhe.

„Ihr Mädchen denkt immer, wenn euch auch nur einer freundlich ansieht, er will euch heiraten," sprach er neckend; er wollte nichts davon hören, daß ihm Peter wegen seines Verlöbnisses mit Antje feindlich gesinnt sei.

So mußte Antje ihre Besorgnis zurückdrängen, zumal an der gemeinschaftlichen Fahrt nichts mehr zu ändern war, und schweren Herzens nahm sie Abschied.

Von Baltimore erhielt sie bald Botschaft von der glücklichen Ankunft des Schiffes; zugleich schrieb Hans aber auch, daß der Kapitän eine Fahrt in südliche Breiten unternehme, und daß die ganze Mannschaft auf dem Schiff bliebe.

Hans wolle sich noch ein schönes Stück Geld verdienen, das sie im jungen Haushalt gut brauchen könnten, und Antje möge darum die längere Trennung nicht zu schwer nehmen.

Dann war keine Nachricht mehr gekommen.

Der Winter verging, und so oft die beiden Lürsens eine Ladung Fische nach der Hafenstadt brachten, ging

der Alte zur Reederei, um sich über das Schicksal des Schiffes zu erkundigen, aber immer wieder wurde ihm gesagt, daß noch keine Nachricht eingetroffen wäre, und schließlich mußte man das Schiff als verloren betrachten.

Antje war jedesmal zum Strande gegangen, wenn sie wußte, daß Lürsens zurückkommen mußten; aber immer wieder kehrte sie betrübt zu ihrer Mutter heim, wenn der alte Lürsen wieder mal durch stummes Kopfschütteln die Vergeblichkeit seiner Bemühung kundgegeben hatte. Und jedesmal flossen ihre Tränen reichlich in ihrem Kämmerlein.

Es war nicht ungewöhnlich für die Leute im Dorfe, wenn einer mal nicht wiederkam, aber erst wenn es uns selber packt, fühlen wir das Schicksal in seiner ganzen Schwere. So ging es auch Antje. Sie konnte nicht glauben, daß nun alles vorbei sein sollte, und daß sie und Hans sich nie wieder auf Erden sehen sollten. In ihr lebte die Hoffnung, daß er doch noch wiederkehren werde.

Der Sommer verging, und der Herbst rückte näher, da brachte der Postbote dem alten Lürsen einen Brief von der Reederei des verschollenen Schiffes. Der Alte ahnte, daß er nun schwarz auf weiß das Schlimmste zu lesen bekäme. Im ersten Augenblick wurde ihm elend zumute; er mußte sich setzen und gab Christian den Brief zum Vorlesen.

Die Reederei schrieb, das Konsulat in Madagaskar habe berichtet, eine holländische Bark hätte in der Straße von Madagaskar einen Mann aus dem Wasser gefischt und in Singapore gelandet, dessen Schiff unweit der Küste dieser Insel zugrunde gegangen sei; dieser hätte ausgesagt, er wäre der einzige Ueberlebende, und dieser Mann nenne sich Peter Nils.

Der alte Lürsen sank in sich zusammen, dann seufzte er hart, stand mühsam auf, stülpte den Südwester auf den Kopf und ging ohne ein Wort zu sprechen aus dem Haus.

Unten am Strand machte er sein Boot los und fuhr in die See.

Als er nach ein paar Stunden wiederkam, hatte er seinen schwersten Kummer überwunden.

Er fragte die Seinen, ob sie es Antje schon gesagt hätten.

Als sie verneinten, nahm er den Brief und ging damit hinüber nach Antjes Haus.

Das Mädchen war schon lange vorbereitet, und ihre anfängliche Hoffnung war geschwunden. Nun brach sie unter dem Schmerz doch zusammen.

Sie ging bald wieder an ihre gewöhnliche Arbeit, aber die Heiterkeit ihres Wesens war dahin, und still und ernst verlebte sie ihre Tage.

Peter kam nach einiger Zeit zurück und trat sein väterliches Erbe an. Auf See wollte er nun nicht mehr. Er schaffte sich ein Boot an, um zu fischen, doch nicht um des Verdienstes willen, denn er hatte es nicht nötig, er konnte so leben.

Eine alte Base wirtschaftete in seinem Hause, doch äußerte er oft, daß ihm dies Leben auf die Dauer nicht gefiele; er wolle heiraten, und im Dorfe wartete man gespannt, auf wen seine Wahl fallen würde. Er durfte überall anklopfen, denn als reichem Mann standen ihm alle Türen offen.

Mit Antje war er die ganze Zeit über selten zusammengetroffen, nur einmal, als sie ihn um die letzten Stunden Hansens ausfragte, hatten sie länger miteinander geredet. Da erzählte er ihr, daß er, als das

Schiff gesunken sei, eine Planke gefaßt und sich daran über Wasser gehalten habe, da wäre Hans auf ihn zugeschwommen und hätte nach der Planke gegriffen, doch habe er wohl keine Kraft mehr gehabt, denn er sei plötzlich vor seinen Augen in die Tiefe gesunken.

Da weinte Antje noch einmal, als ob ihr das Herz brechen wollte.

Nachdem aber wich sie Peter aus; sie wollte ihn nicht mehr sehen; warum, wußte sie selbst nicht zu sagen.

Peter warb auch nicht offen um ihre Gunst; er steckte sich hinter Antjes Mutter. Die alte Frau dachte daran, wie gut versorgt ihre Tochter bei Nils sein würde, und da sie selber ein Asyl für ihre alten Tage ersehnte, sprach sie mit Antje darüber. Das Mädchen wies den Gedanken zuerst mit Entschiedenheit ab; doch begann von dieser Stunde an ein stiller Kampf zwischen ihr und der Mutter, die mit Antje immer wieder über die günstige Lage von Peter Nils sprach und ihr zuletzt erklärte, Antje sei ihr schuldig, für alle Mühe und Sorge, die sie mit ihr gehabt habe, nun auch an ihre alten Tage zu denken.

Als Antje, so bedrängt, sich in ihrer Not an den alten Lürsen wandte und dachte, er würde ihr beistehen, da riet auch er, sie solle den reichen Freier nicht ausschlagen.

„Hans ist tot," sagte er, „und wir Strandleute sind nun mal für ein hartes Leben geschaffen. Der plötzliche Tod eines lieben Menschen ist bei uns nicht selten; darüber müssen wir bald hinwegkommen. Die Lebenden dürfen nicht darunter leiden, daß wir zu lange unseren Gedanken an Tote nachhängen."

Zuletzt sagte der alte Lürsen: „Der Vergangenheit das Erinnern, der Gegenwart die Pflicht und Arbeit."

Von allen Seiten bedrängt, war ihr Widerstand endlich erlahmt, und sie war Peters Frau geworden.

In der ersten Zeit nach ihrer Verheiratung war sie noch öfter zu Lürsens gegangen, weil sie aber jedesmal mit verweintem Gesicht wieder heimkam, bat Peter sie, nicht mehr hinzugehen, und sie hatte es ihm versprochen und Wort gehalten.

Nun war neue Botschaft von Hans gekommen und hatte sie überwältigt, doch jetzt war sie auch damit fertig geworden. Sie war Peters Frau, der konnte doch nichts für das Schicksal, und so mußte das Alte tot und begraben sein, wenn Hans auch noch lebte. Sie nahm sich sogar vor, Peter freundlicher als bisher entgegenzukommen.

Und es war da auch noch ein Mahner, der unter ihrem Herzen pochte, und deshalb saß sie jetzt am Tische und nähte kleine Hemdchen. Sie hielt gerade eins in der Hand, als Peter hereintrat. Der sah noch, was sie eilig zu verbergen suchte, und es durchschauerte den starken Mann, daß er sich am Türpfosten halten mußte. Dann trat er still zum Tische heran und setzte sich nieder. Antje lief geschäftig und brachte ihm aus der Ofenröhre sein Nachtmahl. Er aß und sah dabei verstohlen von der Seite sein Weib an. Es ward ihm fast feierlich zu Sinn, als er sie so emsig und heimlich an dem kleinen Werk schaffen sah, doch sagte er nichts, sondern wartete geduldig, daß sie sich ihm freiwillig vertrauen würde.

Plötzlich horchten sie beide auf. Durch das Sturmgetöse klang es wie ein dumpfer Knall.

Peter sprang empor und riß das Fenster auf. Der Wind fegte in die Stube und verlöschte die Lampe. Da fuhr durch die finstere Nacht von der Seeseite her

ein heller Lichtstreifen, dem unmittelbar darauf wieder ein dumpfer Knall folgte.

„Das Oelzeug, Antje!“ schrie Peter. „Da sitzt einer auf dem Riff!“

In der Aufregung ließ er das Fenster fahren, daß der Wind es schmetternd in den Rahmen warf und klirrend einige Scheiben zersprangen.

Antje hatte die Lampe wieder angezündet, dann brachte sie das Verlangte.

Peter warf das Oelzeug über und stülpte den Teerhut über den Kopf.

„Willst du mit hinaus?“ fragte sie.

„Ja.“

„Sei vorsichtig!“ sagte sie mit weicherer Stimme, als er sonst von ihr zu hören gewohnt war.

Er sah sie einen Augenblick fragend an, als erwarte er, daß sie noch etwas sagen sollte, und es war auch, als ob sich ihr noch ein Wort auf die Lippen drängte, doch da fuhr abermals ein greller Raketenblitz durch die Nacht, und ein dritter Schuß verkündete die Not eines Schiffes.

Peter reichte Antje noch schnell die Hand zum Abschied; dann eilte er, ohne das erhoffte Wort gehört zu haben, in die Nacht hinaus, dem Schuppen zu, wo das Rettungsboot lag.

Und als abermals ein Blitz und Knall durch die Luft fuhren, eilte er, so schnell er konnte, die Düne hinauf. Er mußte alle Kraft aufbieten, sich gegen den wütenden Sturm zu halten, und dann sah er im Dunkel der Nacht ein schwankendes Licht, doch fest auf der Stelle, gerade dort, wo der weiße Streifen schimmerte. Kein Zweifel, ein Schiff saß auf dem Riff fest.

Im Dorfe war alles lebendig geworden, und der Strand füllte sich mit Menschen.

Neben der Feuerbake schoß jetzt auch eine Rakete in die Luft als Zeichen für die Schiffbrüchigen und zugleich als Alarmruf für die Rettungsmannschaft.

Peter war von der Düne hinab zum Schuppen geeilt und fand dort den alten Lürsen und noch einige Männer beschäftigt, das Boot flott zu machen; Peter griff mit an.

Gesprochen wurde nicht, dazu war keine Zeit; jeder kannte auch ohne Worte seine Arbeit. Die Bootsleute, die diesmal an der Reihe waren, legten sich die Korkgürtel um den Leib. Auch Lürsen griff nach einem.

„Wollt Ihr mit hinaus?" schrie Peter durch den Sturm.

„Wilms ist krank," antwortete der Alte, „da will ich für ihn mitgehen," und stieg als erster ins Boot.

Nils und die anderen folgten ihm.

Von vielen kräftigen Händen wurde das Boot nun nach einer kleinen Bucht geschoben, wo das Wasser verhältnismäßig ruhig war.

Noch ein Stoß, dann war das Fahrzeug flott und tanzte einige Augenblicke lang auf den sich brechenden kurzen Wogen, dann wurden die langen Riemen ausgelegt, und im Nu war das Boot aus dem Lichtkreis der Bake und den Blicken der Nachschauenden entschwunden.

Die am Strande Zurückgebliebenen, darunter viele Frauen und Halbwüchsige, hielten trotz Sturm und Regen aus und erwarteten die Rückkehr der Retter.

Der alte Lürsen stand aufrecht am Steuer und spähte mit scharfen Augen in die Nacht hinaus. Das schwankende Licht, das Peter vorhin schon von der Düne aus gesehen hatte, gab ihm die Richtung an, in der er steuern mußte. Wenn das Boot auf den

Kamm einer Woge gehoben wurde, konnte er das Licht sehen; im nächsten Augenblick war es dann wieder verschwunden.

Vorn am Bug lag Peter, neben ihm die aufgerollte Fangleine. Die Männer arbeiteten mit voller Kraft und Anstrengung. Manchmal zogen sie die Riemen tief durch die See, das nächste Mal fuhren diese nur durch die Luft, so sehr wurde das Boot von einer Seite auf die andere geworfen, doch das erprobte Fahrzeug richtete sich immer wieder auf, um aufs neue in die Nacht hineinzustürzen.

„Laß sie mal merken, daß wir kommen!“ schrie Lürsen Peter zu.

Nils zog aus dem wasserdichten Verschlage des Bootes den kleinen Apparat hervor, und im nächsten Augenblick zischte eine Rakete empor*).

Bei ihrem Lichte sahen sie aus dem Gischt der Brandung die Masten des gestrandeten Schiffes emporragen. Nach kaum einer Sekunde lag alles wieder in tiefer Finsternis.

„Aufgepaßt!“ schrie Lürsen. „Gleich haben wir die Brandung!“

Und fast im gleichen Augenblick wurde das Boot in rasendem Wirbel herumgedreht, und von beiden Seiten schlugen hohe Wellen über dem Fahrzeug zusammen.

Das Boot stand still, dann hob eine mächtige Woge es empor und warf es über die Brandung. Die Männer arbeiteten an den Riemen, daß einer das Keuchen des anderen hörte, sehen konnten sie einander nicht.

Als eine neue Woge das Fahrzeug noch eine Strecke

*) Siehe das Titelbild.

weiter geworfen hatte, erblickten sie undeutlich eine dunkle Masse vor sich. Sie waren dicht an dem gestrandeten Schiff und sahen nun auch das schwankende Licht in der Takelage.

Ein gellender Pfiff erscholl, der das Toben des Sturmes übertönte.

Peter hatte ihn ausgestoßen.

Halbverwehtes Rufen und Pfeifen vom Bord des Schiffes antwortete.

Dann wurde dort noch ein zweites Licht hin und her geschwenkt.

„Laß noch eine Rakete los," schrie Lürsen, „daß wir das Ding richtig fassen!"

Die Rakete zischte auf. Nun sahen die Retter den Rumpf des Schiffes kaum zwei Bootslängen vor sich liegen.

Im selben Augenblick sprang Peter auf, und von seiner kräftigen Hand geschleudert, flog die zusammengerollte Leine an Bord des Schiffes.

Sie mußte ihr Ziel nicht erreicht haben, denn sie straffte sich nicht; Peter zog sie schnell wieder zurück.

Da flog ihm etwas Hartes an die Brust; als er danach griff, war es eine andere Leine, die sie von Bord geworfen hatten.

Flink hatte Peter das Ende festgemacht.

„Fest!" rief er.

„Riemen ein!" kommandierte Lürsen.

Schnell wurde der Befehl ausgeführt.

Die Männer erfaßten die Leine und zogen, daß sie krachte, doch sie riß nicht; langsam folgte das Boot ihrem Zuge, bis es auf der Leeseite geschützt vor dem Sturm und Wogenprall dicht am Schiffe lag.

Peter hatte einen der langen Haken erfaßt und

schlug damit in die Richtung, wo er das Bord des Schiffes vermutete. Der Haken saß, und gleich wurden noch mehrere festgeschlagen. In allen Fugen krachend, schlug das Boot ein paarmal gegen die Schiffswand, doch zwangen es die Schiffer mit den Haken, daß es zuletzt fest an der Wand des gestrandeten Schiffes lag. Es wurde wohl auf und nieder gehoben, doch konnte es, solange die Männer hielten, nicht mehr dagegenschlagen. Peter hatte das Tau ergriffen und war gewandt daran emporgeklettert und an Bord des gestrandeten Schiffes gestiegen.

Kaum war er oben, so glitten rings um ihn dunkle Gestalten wortlos eine nach der anderen ins Boot. Der Kapitän ließ die Schiffskassette mit den Papieren und Instrumenten nach unten schaffen, dann folgte er als letzter.

Im Boot entstand in der Dunkelheit ein wirres Durcheinander, keiner sah den anderen; es war ein Glück, daß die Bemannung des Schiffes nur aus wenigen Leuten bestand. Das Boot konnte alle aufnehmen.

Man schrie hinauf, ob noch jemand oben wäre, und als nach mehrmaligem Rufen keine Antwort erfolgte, kommandierte Lürsen: „Alles klar! — Los!"

Die Haken lösten sich. Durch den plötzlichen Ruck riß das Tau, und das Boot wurde im Nu in die tobende See hinausgerissen.

Peter Nils war nicht ins Boot gekommen, doch in der Dunkelheit und bei der Gefahr des Kenterns hatte niemand darauf geachtet. Die Schiffer hatten aufs neue die Riemen ergriffen und ruderten heftig, um einem nochmaligen Auffahren auf die Klippen zu entgehen, was ihnen auch mit Hilfe der trefflichen Steuerung des alten Lürsen gelang.

Als Peter über die Reling das Verdeck des Schiffes

betreten hatte, sah er beim Scheine der großen Laterne, daß die See hier schrecklich gehaust hatte. Die Kajüte und das Kompaßhäuschen waren verschwunden, das Steuer zerbrochen. Die Segel waren zerrissen und schlugen klatschend gegen die Masten, und auf dem ganzen Verdeck lagen Schiffsteile in wildem Durcheinander. Oben im Besan schwankte das kleine Licht, das er schon von der Düne aus gesehen hatte. Hinter sich sah er im Zwielicht die Besatzung eilig das Schiff verlassen. „Sie haben's eilig," brummte er, „der Kasten liegt ja so fest eingekeilt, daß er sicher noch bis zum Morgen zusammenhält."

Nun war nur noch der Kapitän da und noch einer, wahrscheinlich der Steuermann. Jetzt machte sich auch der Kapitän hinüber.

Peter stand im Schein der Laterne, so daß sein Gesicht hell erleuchtet wurde. Ein Mann trat jetzt in den Lichtkreis. Peter starrte ihn einen Augenblick an, dann taumelte er zurück. Es war Hans Lürsen.

Mit haßerfülltem Blick kam dieser auf Peter zu. Beide empfanden Todfeindschaft gegeneinander. Lürsen hatte die gemeine Handlung des einstigen Kameraden in der Todesnot nicht vergessen, ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß Antjes Warnung berechtigt gewesen war, es konnte nicht allein Sorge um das eigene Leben Peter bestimmt haben, so erbärmlich zu handeln.

Peter Nils wußte, daß die Stunde gekommen war, da Antje alles erfahren mußte und ihn mit Verachtung verlassen würde. Deshalb sollte Hans Lürsen nicht zurückkehren.

Beide standen sich stumm gegenüber, dann rief Hans: „Mörder!"

Im nächsten Augenblick hatten sie sich erfaßt. Wild



ringend suchte einer den anderen zu überwinden. Der dicke Korkring, den Nils um den Leib trug, machte ihn unbehilflich, aber er war der Stärkere. Trotzdem befreite sich Lürsen gewandt immer wieder aus den Pranken seines Gegners. Das Pfeifen und Heulen des Sturmes übertönte das Gestampfe der Kämpfenden; die Leute im Boot konnten nichts davon hören. Die beiden vernahmen das Rufen von unten, aber keiner dachte an Rettung aus Seenot. Peter Niels keuchte; hart rang er um Luft. Lürsen würgte ihn an der Kehle; Peter suchte das Messer an seiner Hüfte in die Finger zu bekommen. Da rollte eine mächtige See über Deck und riß beide fort.

An der Backbordreling faßten sie wieder Halt; das Wasser strömte über sie hinweg, doch ließen sie einander nicht los. Peter war das Messer entglitten, als er sich an die Reling klammerte, um nicht über Bord gespült zu werden; Lürsen hatte seinen Hals losgelassen und lag nun unter ihm. Das Wrack mußte losgekommen sein, denn es stieß gewaltig wider den Felsen und legte sich auf die Seite, während die Wogen wild drüber hinschlugen. Doch die beiden hörten und sahen nichts. Peter bot alle Kraft auf, um seinen Gegner über Bord zu schieben. Hans krallte sich mit einer Hand an ihm fest, mit der anderen klammerte er sich an die Reling, doch Peter schob und drängt ihn immer höher; noch ein Ruck, dann schleuderte er den Feind mit einem heftigen Stoß ins Meer. Mit beiden Händen faßte er die Reling, um sich vor dem Hinüberstürzen zu bewahren. Vorgebeugt stierte er in die aufgeregte See.

Ein Splittern und Krachen von oben; eine Rahe, vom Sturm herabgerissen, traf herabstürzend den Kopf des Vornübergebeugten, und mit zerschmettertem Schädel

sank Peter Nils lautlos zusammen. Ein abgebrochenes Stück der Rahe klemmte sich zwischen die Reling und hielt den Körper des Gefallenen fest, sonst wäre er mit über Bord geschwemmt worden. Die Rahe samt den abgerissenen Segeln und Tauen warf der Sturm in die See.

Aus dem Wasser tauchte eine Hand empor und griff nach den schwimmenden Trümmern, um sich daran festzuklammern; Hans Lürsen trieb mit den Bruchstücken auf den Wogen.

Das Rettungsboot hatte unter schweren Kämpfen den Strand erreicht. Alles eilte hinzu, um die Geborgenen zu empfangen. Die Bootsmannschaft betrat erschöpft den Strand. Der fremde Kapitän musterte seine Leute.

„Ein Mann fehlt!“ sagte er, da riefen einige aus dem Dorfe: „Lürsen, wo ist Peter Nils?“

Der alte Lürsen stand ratlos; dann rief er: „Peter ist auf dem Wrack geblieben, wir müssen noch einmal hinaus!“

Sofort fanden sich Männer bereit. Sie nahmen den erschöpften Rettern die Korkgürtel ab und legten sie um; auch Christian Lürsen war dabei. Der alte Mann ließ sich nicht zurückhalten; er wollte nochmals das Steuer führen.

„Daß keiner Antje sagt, was geschehen ist!“ rief der Alte.

Dann schoß das Boot abermals in die Sturmnacht hinaus.

Antje hatte noch lange, nachdem Peter gegangen war, in die Sturmnacht hinausgeschaut. Dann ging

sie ruhelos im Hause hin und her. Ab und zu blieb sie vor dem Fenster stehen und blickte durch die Scheiben. Sie zwang sich zur Ruhe, legte frische Feuerung in den großen Kachelofen, damit Peter eine warme Stube fände, wenn er vom Rettungswerk heimkehrte; auch Wasser setzte sie auf, um noch einen starken Kaffee zu kochen. Als es nichts mehr zu sorgen gab, setzte sie sich in den großen Lehnstuhl.

Das Knistern des Holzes im Ofen und das Summen des Kessels machten sie müde; das eintönige Heulen des Sturmes wirkte einschläfernd, und sie legte den Kopf zurück und schlummerte ein.

Schwere Tritte weckten sie aus ihrer Ruhe. Sie schreckte empor; da stand der alte Lürsen unter der Tür, den Korkring noch um den Leib.

Als sie ihm ins Gesicht sah, wußte sie, daß ein Unglück geschehen war. Sie brachte keinen Laut über die Lippen.

„Sei ruhig, Antje," sagte der Alte und faßte ihre Hand, „sie bringen ihn . . ."

Antje riß sich los und stürzte zur Tür. Der Alte hielt sie zurück.

„Bleib, Antje; er sieht schrecklich aus."

Die Mutter war inzwischen herbeigekommen und bemühte sich mit Lürsen, Antje zurückzuhalten. Doch beharrte die junge Frau auf ihrem Willen. Da gaben sie endlich nach.

Draußen war eine Bahre niedergesetzt worden; darauf lag eine mit einem Laken bedeckte Gestalt.

Antje machte eine Gebärde, und die Männer verstanden, daß sie das Laken aufheben sollten. Sprechen konnte die arme Frau nicht.

Der Alte zögerte. Dann hob er den Zipfel des

Tuches empor, und Antje schaute in das von Blut und Wunden entstellte Gesicht ihres toten Mannes. Ohnmächtig sank sie an der Bahre nieder.

Der alte Lürsen und die Mutter trugen sie in die Stube, setzten sie in den Lehnstuhl und bemühten sich um sie, während die anderen den Toten in seiner Kammer betteten.

Antje saß im Lehnstuhl; sie war wieder bei klaren Sinnen und weinte leise vor sich hin, als die Männer einer nach dem anderen eintraten und ihr die Hand reichten. Dann gingen sie mit der Bahre fort.

Nur Lürsen saß in ernsten Gedanken stumm bei den leise weinenden Frauen.

Nach langem Schweigen fing der Alte an zu erzählen von der Rettungsfahrt und rühmte dabei den Toten. Dann sprach er weiter: „Als wir zum zweitenmal hinausfuhren, um Peter und den vermißten Schiffer zu retten, ging der Sturm zu Ende. Der Tag graute, und so konnten wir leichter herankommen. Das Schiff lag auf der Seite und drohte jeden Augenblick auseinanderzubrechen. Wir riefen laut, aber kein Mensch gab Antwort. Da stieg ich mit Christian hinauf, und da fanden wir Peter zwischen der Backbordreling festgeklemmt, ein abgebrochenes Stück von einer Rahe lag auf ihm, sonst wäre er von den Sturzseen über Bord geschwemmt worden. Den anderen fanden wir nicht."

Dem Alten sank das Haupt tief auf die Brust, er war todmüde. Die Mutter sah es und sprach: „Wir danken auch, Lürsen. Nun geht heim und legt Euch schlafen, Ihr habt die Ruhe verdient."

Schwerfällig erhob sich der Alte und reichte beiden

die Hand. Antje strich er wie einem Kinde beruhigend über den Scheitel und verließ das Haus der Trauer.

Hans Lürsen hing an den Schiffstrümmern und hielt sich krampfhaft daran fest. Jetzt, wo er den Tod abermals vor Augen sah, wollte er bis zuletzt ausharren, um das Leben zu behalten. Allmählich aber erlahmte doch seine Kraft; das kalte Wasser und die eisige Luft machten seinen Körper starr, so daß er kaum noch ein Glied rühren konnte. Mit letzter Willensstärke gelang es ihm, sein Messer aus dem Besteck zu ziehen und von dem Taugewirr, das an der Rahe hing, ein Stück abzuschneiden und sich damit an dem Holz festzubinden. Bald nachher verlor er das Bewußtsein.

Als er wieder zu sich kam, lag er mit den Schiffsteilen auf dem Strande. Die Flut mußte ihn aufs Land geworfen haben.

Er löste die Stricke, mit denen er sich an das Holz gebunden hatte. Dann kroch er auf Händen und Füßen über die Düne hinauf. Er bot die letzten Kräfte auf, um nicht noch im Anblick der Heimat zugrunde zu gehen. Als er die Kuppe der Düne erreicht hatte und hinüberschaute, lag das Dorf vor ihm.

Tränen stürzten aus seinen Augen.

Der alte Lürsen ruhte am Nachmittag, der auf die Unglücksnacht folgte, in seiner Stube im Lehnstuhl. Christian und seine Frau saßen bei ihm; beiden fehlte die Ruhe zur gewöhnlichen täglichen Arbeit.

Da zerrte jemand an der Klinke. Gleich darauf wurde die Tür aufgestoßen, und eine Gestalt erschien, bleich, mit wirrem Haar und nassen Kleidern um den schlotternden Leib. Hans Lürsen streckte die Arme aus,

versuchte zu reden, dann taumelte er vornüber in die Arme der ihn auffangenden Männer.

Der Alte richtete das Haupt des Ohnmächtigen auf und schrie laut: „Hans!"

Hans Lürsen wäre zu Boden gestürzt, wenn ihn Christian nicht gehalten hätte. Auch der Bruder erkannte nun den Bewußtlosen.

Vater und Bruder trugen den Ohnmächtigen in die Kammer und betteten ihn auf ein Lager.

Sie mühten sich mit Christians Frau um den Fiebernden, doch blieb alles vergeblich. Fliegende Hitze und abwechselnde Schauer kündeten eine schwere Erkrankung an.

Christian eilte in die Stadt zum Doktor. Seine Frau trieb es aus dem Hause, um den Nachbarn zu erzählen, was geschehen war. Der alte Lürsen setzte sich an das Lager seines heimgekehrten Sohnes, gab ihm alle Kosenamen der Kindheit und streichelte ihm die heißen Wangen und die glühende Stirn.

Ein unausgesprochenes Gottvertrauen in ihm beberuhigte den alten Mann. Er wußte, daß er sein Kind diesmal nicht verlieren würde.

Und als der Arzt kam und sorgsamste Pflege verlangte, wich der Alte nicht vom Lager des Kranken und gönnte sich weder Tag noch Nacht Ruhe; er wollte sein Kind dem Tode abringen.

Peter Nils war zur letzten Ruhestätte gebracht worden. Die Mannschaft des gestrandeten Schiffes mit ihrem Kapitän war so lange im Orte geblieben, um dem, der bei ihrer Rettung gestorben war, die letzte Ehre zu erweisen. Dann waren sie mit Dank an alle abgereist, nachdem der Kapitän vorher noch in dem Kranken seinen vermißten Steuermann erkannt hatte.

Bald wußten es die Leute im Dorfe, daß Hans wieder ins Elternhaus zurückgekommen war, doch Antjes Mutter, die es auch erfuhr, wachte darüber, daß Antje, solange Peter noch nicht begraben war, nichts davon zu hören bekam; nachher konnte sie es doch nicht mehr lange verheimlichen. Doch es schien, als ob der schreckliche Tod Peters alle anderen Gefühle in Antje unterdrückt hätte. Niemand konnte merken, daß sie sonderlich erregt gewesen wäre, als sie hörte, daß Hans Lürsen lebte und daheim lag. Und die Leute wunderten sich über die Wandlung, die mit Antje vorgegangen war.

Der aufopfernde Tod Peters hatte die schon vorher beginnende Aenderung ihrer Gefühle für Peter bewirkt und sie alles vergessen lassen, was sonst zwischen ihnen gewesen war; sie zeihte sich der Undankbarkeit, daß sie seine große Liebe nicht besser erwidert hatte. Nun war er durch seinen Tod für andere für sie ein Held geworden, so daß es ihr eine Entheiligung seines Andenkens schien, an den wiedergekehrten Einstgeliebten zu denken.

Hans war endlich wieder zu sich gekommen und glücklich wie ein Kind, als er sich im Vaterhause wiederfand.

Antje war noch nicht in Lürsens Haus gewesen, und der Alte erwartete mit Sorge, daß Hans nach ihr verlangen werde. Und je mehr Hans zu vollem Bewußtsein erwachte, desto stärker kam eine Ungeduld über ihn, und erwartend richtete er jedesmal den Blick zur Tür, wenn jemand hereintrat, um sich enttäuscht wieder abzuwenden, wenn es die Erwartete wieder nicht war. Der Alte hatte verboten, im Hause von Antje zu reden.

Eines Tages aber fragte Hans verwundert: „Wo ist Antje, warum kommt sie nicht zu mir?“

Da wußte der Alte, daß die schwere Stunde ge-

kommen war, und vorsichtig brachte er ihm bei, was in der letzten Zeit geschehen war. Hans hatte dem Vater, immer stiller werdend, zugehört; bleicher, als er sonst nach allem körperlichen Leiden geworden, vernahm er nun, daß Antje das Weib seine Todfeindes geworden war.

Der Alte hatte ihm alle Gründe klargemacht, die Antje zu dem Schritte geneigt machen mußten, auch daß er selbst ihr dazu geraten, verschwieg er nicht. Ueberwältigt winkte Hans zuletzt mit der Hand, daß der Alte aufhören möchte, und drehte sich still auf seinem Lager nach der Wand.

Der Alte sah ihn noch einen Augenblick prüfend und zögernd an, dann ging er hinaus, setzte sich draußen vor die Tür und wachte darüber, daß keiner Hans in seinem Jammer störte.

Als er gegen Abend wieder zu ihm in die Kammer ging, sah er, daß Hans sich mit seinem Leid abgefunden haben mußte.

Später erzählte Hans dem Vater, wie weit es zwischen ihm und Peter auf dem Schiff gekommen war, und warum sie Todfeinde geworden seien.

Der Alte schwieg lange. Er war tief erschüttert, und alles erschien nun in anderem Licht.

Dann nahm er des Sohnes abgezehrte Hand in die seinige und redete ihm gütig zu, daß er vergeben und vergessen solle.

„Was soll dir's nützen, wenn auf das Andenken des Toten ein böser, schlimmer Schatten fällt, wenn du nicht schweigen willst. Damit würdest du nur Antje treffen und ihr Kind. Anders wäre es, wenn Peter noch lebte, und du könntest mit ihm allein abrechnen. Er ist tot; und Unschuldige müßten für seine Tat büßen. Schweigen

mußt du, dann bleibt sein Andenken in Ehren. Und wer weiß, was noch kommen kann."

Hans widersprach mit keinem Laut. Er versank in gleichgültige Trostlosigkeit, nachdem die erste Erregung vorüber war. Aber von dieser Stunde an ging es mit der Genesung nicht mehr vorwärts. Er benahm sich teilnahmlos gegen alles, und die Backen, die vorher einen leichten Hauch der Röte und Gesundheit gezeigt hatten, wurden wieder schmäler und blässer.

Endlich konnte der Alte den Jammer nicht mehr ertragen. Er nahm Hut und Stock und ging zu Antje.

Er redete nicht lange herum und fragte, ob Antje schuld sein wolle, wenn sein kaum wiedergefundener Sohn aus Sehnsucht nach ihr verkümmern müsse, und ob ihr die Erinnerung an den Verstorbenen, die ihr unbenommen bleibe, mehr sei als das Leben eines Menschen, der sie treu geliebt hätte und noch immer liebe, und ob ihre eigene Liebe zu ihm wirklich erstorben sei.

Antje nahm schweigend ein Tuch um die Schultern und folgte dem Alten.

Hans ruhte auf seinem Lager und grübelte über die Vergänglichkeit des Menschenglücks, und wozu er am Leben geblieben sei.

Da ging die Tür auf, und als er den Kopf wandte, da stand Antje auf der Schwelle, und die alte Liebe regte sich wieder in ihrem Herzen. Mit dem Rufe: „Hans, mein Hans!" sank sie an seinem Lager nieder.

„Antje!" flüsterte er, faßte ihre Hand und hielt sie fest.

Erst nach Stunden kehrte Antje in ihr Haus zurück, und in dieser Zeit war alles klar zwischen ihnen geworden.



Hans genas zusehends. Als Antje nach einigen Monaten einem Knaben das Leben gegeben hatte und weiterhin ein ganzes Jahr nach Peter Nils Tod verstrichen war, da standen eines Tages die beiden Vielgeprüften vor dem Altar der kleinen Dorfkirche und schlossen den Bund fürs Leben.

Die Predigt des Pfarrers kam diesmal von Herzen, das konnte man merken, und deshalb mußten die Frauen mehr noch als das erste Mal ihre Schürzenzipfel an die Augen führen. Und Wüppke Pagels sprach nachher vor der Kirche die bedeutsamen Worte: „So ist's recht!"

Jahre sind vergangen. Der alte Lürsen und Antjes Mutter sind in den ewigen Hafen eingelaufen, wo es weder Stürme noch Klippen gibt. Antje ist wieder zu voller Schönheit erblüht und auch Hans zu kraftvoller Männlichkeit erstarkt. Er ist Fischer geworden wie sein Bruder. Die See lockt ihn nicht mehr zu fernen Fahrten. Eine Schar blondhaariger Kinder tummelt sich um die beiden. Nur der Aelteste hat das dunkle Haar der Mutter. Es ist Peters Sohn; er hat die starke, kräftige Gestalt seines Vaters und hilft tüchtig beim Fischfang. Die See ebbt und flutet wie von jeher, und mancher Sturm fegte seit jener Zeit über Meer, Strand und Klippen. Wenn die Leute den kleinen Peter fragen: „Peter, was willst du werden?" dann reckt er sich in erwachendem Kraftgefühl und antwortet: „Ein Seemann wie mein Vater!"

❖

„Und führe uns nicht ...“

Originalroman von Gebh. Schätzler-Perasini

(Fortsetzung und Schluß)

Brackwitz hatte im Morgengrauen die schwere Erschlaffung überwunden; er wußte jetzt, was er tun mußte. Deshalb sah ihn auch Franz fest und aufrecht gehen, nachdem der Schlitten bestellt worden war.

Brackwitz war sich während der Fahrt über alles klar geworden. Es gab kein Abschwenken mehr für ihn. Er hoffte, daß er mit dem Opfer, das er zu bringen bereit war, alles Ungemach, alle Schuld zu tilgen vermochte.

Zu Fuß schritt er in das Stadtinnere, zu dem Hause des Justizrats Doktor Wangemann. Auf den Mann konnte er sich verlassen, der fand sich gewiß auch in seine geheimsten Gedankengänge. Und war vor allem verschwiegen.

Es war noch frühe, als Brackwitz in das Wartezimmer des Justizrats kam.

Ein junger Mensch sagte ihm, daß der Justizrat um zehn seine Sprechstunden habe; daran hatte Hans nicht gedacht, aber er wollte nicht noch einmal gehen, schrieb einige Zeilen auf seine Karte und bat den jungen Menschen, diese dem Notar zu geben. Er wolle warten.

Nach wenigen Minuten kehrte der Angestellte zurück und sagte: „Der Herr Justizrat läßt bitten, sich nur ein paar Minuten zu gedulden. Er stehe zur Verfügung.“

Hans trat in das große Sprechzimmer des Notars und ließ sich im Ledersessel nieder.

Dann war er allein. Die Tür mit der dicken Polsterung, die jedes Gespräch nach außen unhörbar machte, schloß sich hinter dem jungen Menschen.

Langsam nahm Brackwitz aus der Brusttasche verschiedene Papiere und breitete sie auf dem Tisch neben sich aus.

Doktor Wangemann, ein Siebziger, hätte sich längst zur Ruhe setzen können, aber er war verwachsen mit seinem Beruf. Er besaß das Herz auf dem rechten Fleck, sah bei jedem noch so verwickelten Fall, wie es hinter den Kulissen stand, und fand immer Mittel und Wege, auch den Verzweifeltsten aufzurichten.

Für Brackwitz war er seit mehr als sieben Jahren tätig, wußte von dessen Vergangenheit und Wandlung. Da er öfter zur Treibjagd auf Hohenstachow gewesen war, kannte er auch Frau Maria.

Es mußte etwas Besonderes sein, das Brackwitz so frühe in die Stadt und in die Kanzlei führte, aber kaum Bedenkliches, denn seit längerer Zeit waren die früher so verworrenen Verhältnisse in Hohenstachow geordnet. Das wußte keiner so gut wie Doktor Wangemann. Sogar die Fabrik in Zürich, Vorlanden und Kompanie, in die Brackwitz ein gut Stück Geld gesteckt, entwickelte sich ausgezeichnet. Ueberhaupt glückte jetzt alles, was Brackwitz anfaßte.

Mit freundlicher Miene bot Doktor Wangemann dem Gutsherrn die Hand.

„Das heiße ich 'ne Ueberraschung!“ rief er. „Wo brennt's denn?“

Aber als er in das von tiefem Ernst erfüllte Gesicht des Brackwitz sah, dämmte er seine lebhafte Freude.

Er bat ihn, Platz zu behalten.

„Was führt Sie zu mir, Herr v. Brackwitz? Ich sehe Ihnen an, etwas sehr Ernstes. Wir sind ungestört, ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung.“

„Ich danke Ihnen, Herr Justizrat ...“

„Nicht nötig! Ich bin für Sie allezeit zu haben, ob's stürmt und wettert oder bei Sonnenschein."

„Darauf habe ich gebaut und gehofft. Und nun lassen Sie mich so ruhig, wie ich es vermag, Ihnen sagen, was für einen Liebesdienst ich von Ihnen erbitte."

Eine Weile schwiegen beide Männer. Der alte Justizrat lehnte sich zurück und schloß halb die Augen, wie immer, wenn er etwas recht aufmerksam in sich aufnahm.

Brackwitz sprach von seinen Geldverhältnissen, von der Fabrik in Lausanne, von Onkel Mutz, der längst gestorben war, und zuletzt mit bebender Stimme von Maria und seinem Heinz.

Mit keinem Laut hatte der alte Herr ihn unterbrochen, hatte nur wiederholt den Kopf gewendet, überrascht, verwundert — um dann stumm zu nicken.

Dann unterbreitete Hans dem Notar eine Reihe von Papieren, die er mit seiner Unterschrift versehen hatte, und der alte Herr prüfte genau, jedes einzeln, und fand alles in Ordnung.

Dann saßen die beiden noch eine halbe Stunde beisammen.

Nun stand Brackwitz auf.

„Es bleibt dabei?" sagte er und sah den alten Herrn flehend an.

Der reichte ihm beide Hände.

„Was ich noch tun kann für Sie — und für Ihre Familie, wird getan; aber ich bin auch schon an die Siebzig . . ."

„Sie werden Maria beistehen, wenn es nötig sein sollte. Mehr erbitte ich nicht," murmelte Hans.

„Das verspreche ich Ihnen."

„Ich danke herzlich für alles . . .“

Mit diesen wenigen Worten, die halb erstickt aus seinem Munde kamen, entfernte sich Brackwitz.

Der alte Notar ließ sich in den Sessel zurückfallen. Er bedeckte mit der Hand die Augen und blieb lange regungslos.

Dann sagte er bitter: „Eine Komödie ist das Leben der Menschen. Und wir sind die Holzpuppen, die das Schicksal an den Drähten zieht.“

Brackwitz ging in das kleine Hotel zurück. Die Luft war mild, es tröpfelte von den Dachrinnen. Kein rechtes Neujahrwetter; wenn's so weiter ging, lag an Silvester im tiefsten Forst kein Schnee mehr.

Hans machte Umwege; er war schneller fertig geworden bei dem alten Justizrat, als er dachte. Und sonst blieb ihm heute in Königsberg nichts mehr zu besorgen.

Er sah sich die Menschen an, die ihm begegneten, die Straßen und Plätze, die ihm von früher her bekannt waren. Aber da hatte er sie anders gesehen, ganz anders. Da war er noch der flotte, leichtsinnige Brackwitz gewesen, der sich nicht um Gott und die Welt kümmerte. Und dann war er vor Weihnachten dagewesen, als er einkaufte, für Maria und Heinz . . .

Endlich hatte er das Herumwandern satt, er mußte heim, dort noch das Letzte erledigen und dann . . .

Wenn die letzte Stunde für ihn schlug — und er vertraute fest seinem Hoffen — konnte er zufrieden sein, trotz Fritsche, trotz allem.

Er nahm im Hotel nur wenig zu sich, erwiderte die Fragen des Wirtes nach dem Befinden der Familie mit einem Lachen: „Alles ist kreuzvergnügt und wohl!“ und fuhr scheinbar ebenso gut gelaunt ab, wie er gekommen war.

Wenn er jetzt ohne Aufenthalt weiterkam, konnte er gegen zwei auf dem Gut sein. In der Nähe des Dorfes Stolpen rief Brackwitz dem Kutscher zu, er möge rechts den Waldweg nehmen. Er müsse bei dem alten Förster vorsprechen.

Das eingeschneite Forsthaus lag im tiefen Wald, eine halbe Stunde von Stolpen entfernt. Als der Schlitten mit Schellengeläute ankam, schlugen ein paar Hunde an.

Im Hofraum hielt der Schlitten und Brackwitz stieg sofort aus. Wahrscheinlich hatte ihn der Förster, der um diese Zeit nicht im Wald war, vom Fenster aus gesehen, denn er trat gleich darauf unter die geöffnete Tür.

Er war im Hausrock, trug aber die Jagdstiefeln, als wäre er erst aus dem Forst gekommen.

„Kann ich Sie sprechen?"

„Selbstverständlich, Herr v. Brackwitz. Ich habe Sie erwartet."

Hans hob den Kopf. Er wollte etwas sagen, dann aber lächelte er nur.

„Mein Johann kann wohl in die Küche treten und sich wärmen?"

Er folgte dem Förster in die Wohnstube.

Bärmann war seit Jahren Witwer. Die alte Magd, die ihm das Hauswesen versah, war halb taub und kam selten aus der Küche.

Einen Trunk, den Bärmann Brackwitz anbot, lehnte er ab.

„Alles, was ich von Ihnen erbitte, ist, daß Sie mich ruhig anhören — und daß wir dabei ungestört bleiben," sagte er.

„Warten Sie —" erwiderte Bärmann, ging nach

der Tür, öffnete sie und schrie ein paar Worte in die Küche hinüber. Nun wußte die Wirtschafterin, daß sie in der Stube nichts zu schaffen hatte.

In dem Erker, dessen Wände mit Hirschgeweihen geschmückt waren, saß Brackwitz dem alten Forstmanne gegenüber.

„Sie sagten vorhin, Sie hätten mich erwartet?“ begann Brackwitz.

„Ja, ich habe seit gestern nachgedacht und mir alles überlegt; ich war überzeugt, daß Sie mir weitere Aufschlüsse geben würden,“ erwiderte der Förster.

Brackwitz sah sich um.

„Fritsche liegt noch hier . . .?“

„Nein, heute morgen ist er fortgeschafft worden. Zunächst ins Dorf. Die Kommission war schon da, hat alles aufgenommen. Es war nicht leicht für mich. Aber sie sagten mir alle, daß ich nicht anders handeln konnte.“

„Sind weitere Recherchen angestellt worden?“

„Noch nicht. Wir waren oben auf der Lichtung. Ich habe ihnen die Stelle gezeigt, wo Fritsche stand. Das Protokoll ist unterschrieben, und das weitere wird sich finden.“

„Und — das Geständnis des Fritsche?“

Der Förster fuhr sich über den langen Bart und sah vor sich hin.

„Ich sagte nur, was notwendig war, daß Fritsche mit einem Menschen, den er nicht nennen wollte, zum Wildern ging; weiter nichts — noch nicht . . .“

Brackwitz legte seine Hand auf den Arm des alten Forstmannes. „Sie werden auch fernerhin nichts sagen, Bärmann . . .!“

Der Alte hob den verwitterten Kopf.

„Das käme erst noch darauf an.“

„Ich verstehe Sie. Sie werden zufrieden sein — mit allem,“ sagte er rasch. „Ich komme eben von Königsberg, von meinem Notar. Von hier fahre ich heim — zu meiner Frau — zu meinem Jungen . . .“

Er stockte. Der Förster sah ihn an und sagte ernst: „Was haben Sie mir zu sagen, Herr v. Brackwitz?“

„Bärmann, es gab eine Zeit, wo wir beinahe befreundet zusammen waren. Wenn es dann doch nicht das Richtige wurde — ich weiß, ich trug die Schuld — wie an allem Uebrigen. Dennoch möchte ich Sie heute bitten: schenken Sie mir Vertrauen, um meiner Familie willen, versuchen Sie es, mich zu verstehen und mir zu glauben.“

Der Alte strich sich wieder seinen rostroten, mit weißen Streifen durchzogenen Bart.

„Ich will mir Mühe geben,“ sagte er.

Ein schwerer, letzter Kampf ließ Brackwitz das Herz in der Brust zusammenkrampfen. Er wußte, hier gab es kein Drehen mehr, kein Wenden. Nur das Bekenntnis der Wahrheit konnte ihm vielleicht noch helfen.

Und nun begann er zu erzählen, von den Tagen, wo er sein Gut vertrank und verspielte, bis er dicht am Abgrund stand. Nur den Grund verschwieg er; das brachte er nicht über die Lippen, Marias wegen. Keine Schuld sollte auf sie fallen, alles wollte er auf sich nehmen.

Der Förster lag halb über den Eichentisch gebeugt; er achtete genau auf jedes Wort.

Mit unerbittlicher Selbstzerfleischung enthüllte Hans das Geschehen jenes Frühmorgens, das Geheimnis seines überraschenden Wohlstandes; er verschwieg nicht einmal die Einzelheiten der Schweizer Reise.

Als er zu Ende war, sank er schweratmend zurück, holte ein Tuch aus der Tasche und fuhr sich über die Stirne, auf der dicke Schweißtropfen standen.

„Gott sei Dank! Es ist heraus!“ sprach er.

Lange blieb es in der Stube still, bis auf das Ticken der Uhr. Von draußen klang Lachen durch die Tür. War wohl der Kutscher, der irgend einen Spaß mit der Wirtschafterin machte.

„Was nun —?“ Rauh klangen die Worte des alten Försters.

Brackwitz wollte sich an diesen derben, ehrlichen Menschen klammern, der war seine letzte Stütze, die würde nicht brechen.

„Alles habe ich Ihnen gesagt. Sie sind mein Richter, Bärmann. Und es ist mir lieb, daß ich einem gegenüberstehe, der ein Einsehen haben wird.“

„Was Sie da von mir verlangen, Herr v. Brackwitz, ist so gemeint, daß ich schweigen soll über alles, was mir Fritsche sagte, daß ich alles gehen lassen soll — trotz Just Reges, der auf der Lichtung den Tod fand?“

Brackwitz sah ihn voll an: „Ja, Bärmann. Sie sollen schweigen. Ich bitte Sie darum. Nicht meinetwegen! — Wenn's nur auf mich ankäme, da könnte ich jetzt Schluß machen und kümmerte mich nicht mal um die üble Nachrede. Aber es gibt ein paar Menschen, denen nur das Schweigen nützt.“

„Sie meinen Frau Maria ...?“

„Ja, Bärmann — sie und meinen unschuldigen Jungen,“ entgegnete Hans. „Für die beiden ringe ich noch. Sie wissen nichts, leben wie im Traum und sollen nicht so entsetzlich erwachen. An Ihnen liegt es, Bärmann. Sie sind ein alter Mann. Es ist vielleicht die größte, edelste Tat in Ihrem Leben ...“

„Ich soll mir selber untreu werden, Mitwisser und Mitschuldiger! Mich erbarmen die Unschuldigen — aber was soll mit Ihnen werden?“

Brackwitz sah beinahe fröhlich auf: „Lieber Freund, das ist ein Punkt, den wir rasch erledigt haben werden. Ich bin ein Stein im Wege. Darüber bin ich mir klar. Was mit mir geschehen soll, überlassen Sie mir, Bärmann.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Sie werden mich verstehen — sagen wir — morgen — noch bevor die Silvesterglocken geläutet haben. Ich möchte vorher noch einen kleinen Jagdausflug machen — auf die Lichtung oder sonst wohin . . .!“

Er hatte ruhig gesprochen; nur der Ton klang verschleiert. Jetzt sah er auf die Tischplatte.

Der Förster wollte auffahren.

„Wenn Sie daran denken . . .?“

„Lassen Sie nur. Es ist alles auf das beste geordnet. Alles, sage ich Ihnen. Mein Notar ist ein zuverlässiger Mann. Lisa Reges wird alles, was ich ihr entzog, nach und nach erhalten. Wir haben da ein Abkommen getroffen. Und das kann geschehen, ohne daß sie oder ihr Mann mit meiner Frau zusammentrifft. Sie sollen sich auch weiterhin nie begegnen. — Und Maria? Und mein Junge?“

Er fuhr sich durch das Haar, und nun zitterte seine Stimme doch: „Die sollen mich in gutem Andenken behalten. Denen soll Hohenstachow bleiben. Auch das habe ich geordnet. Nach Jahren wird der letzte Rest des Geldes abgestoßen sein, das Just Reges gehörte; alles wird an seine Schwester übergehen. Ein wahres Finanzkunststück hat mein Notar ausgearbeitet. Wollen Sie die Abschrift sehen?“

„Nein, nein — ich glaube Ihnen.“

Der alte Mann stand auf und stieß den Eichenstuhl zurück. Was da über ihn hereinbrach, war das Schwerste seines einfachen Lebens.

Aber Brackwitz hatte recht. Wem nützte er, wenn er morgen sprach? Nur zugeben könnte er es nicht, wenn Brackwitz heimkehrte, wenn es in Hohenstachow weiterginge, als wäre nichts geschehen. — Nein, das brächte er nicht über sich. Was Brackwitz tun wollte, war das nicht, als legte er ihm sein eigenes Todesurteil vor?

Der Alte schritt mehrmals durch die Stube.

Brackwitz stand gleichfalls auf.

„Ich muß zurück, es wird Zeit,“ sagte er langsam.

Wieder eine bange Pause.

„Ich weiß, was Sie denken, Bärmann. Aber ich sagte ja — ich bin der einzige Stein im Weg. Ein anständiger Kerl — und das hoffe ich heute wieder zu werden — weiß, was er zu tun hat. Sind Sie damit nicht befriedigt?“

Da streckte der alte Mann Hans beide Hände hin.

Schwer kam es heraus: „Ich will schweigen. Mag mir's der Herrgott verzeihen. In meiner letzten Stunde hoffe ich damit Abrechnung bei mir selber zu halten. Gehen Sie heim! Sie haben von mir nichts zu befürchten — auch dann nicht, wenn Sie sich besinnen. Ich halte mein Wort.“

Fest umklammerte Brackwitz die Hände des Försters.

„Bärmann — alter, guter Freund! Ich wußte, hier finde ich meine letzte Stütze. Und nun lassen Sie mich heim, zu meinem Weib, zu meinem Jungen. Ich werde einen Ausweg finden.“

„Nicht den ...“ fiel der Förster ein. „Das versprechen Sie mir!“

„Lassen Sie mich das Rechte wählen . . .!“

„Alles, nur nicht — das! Ich verlange Ihr Wort! Wir sprechen uns nach Neujahr wieder!“

Brackwitz zögerte. Aber er sah, der Alte war durch Ausflüchte nicht zu beschwichtigen. Da gab er ihm nochmals die Hand. „Mein Wort, Bärmann. Glauben Sie, daß mir jetzt wieder leicht um die Brust wird. Wir sprechen uns im neuen Jahr.“

Er wollte ein Dankeswort sagen, aber das schien ihm zu schwach. Nur fest die Rechte schütteln konnte er, und der Blick seiner Augen, die sich an Bärmanns verwitterte Züge hefteten, sagte deutlich: „Das Leben will ich dir danken, immer — immer!“

Stumm geleitete ihn der Förster zum Ausgang. Unter der Küchentür erschien die Wirtschafterin, Brackwitz lachte ihr zu.

Ein paar Minuten später saß er im Schlitten und hob die Hand zum Abschiedsgruß gegen Bärmann.

„Grüßen Sie mir Frau Maria,“ rief der Alte ernst. Dann sauste der Schlitten davon.

Lange stand der alte Förster und sah in den Schnee hinaus, nach der waldigen Höhe, hinter der die grauen Felsen lagen. Das Schlittengeläute war verstummt. Brackwitz kehrte heim, erlöst, befreit! Mochte er alles mit dem eigenen Gewissen ausmachen.

„Ich will kein Richter sein,“ murmelte Bärmann. Langsam schritt er ins Haus zurück.

Es dämmerte, als der Schlitten sich dem Tor näherte. Die Pferdehufe polterten über die Bohlenbrücke, hell erklang das Schellengeläute.

Brackwitz holte tief Atem und sagte sich noch einmal mit geheimem Grauen, daß er noch vor einer

Stunde fest entschlossen war, still und unauffällig aus der Welt zu gehen. Noch bevor die Silvesterglocken läuteten. Oben, irgendwo im Wald, oder auf der Lichtung bei einem Pirschgang. Man konnte dabei doch so leicht verunglücken ...

Er faßte nach der Brusttasche. Dort trug er noch den Brief an Maria, mit den wenigen Worten, die ihre Verzeihung erflehten. Der war jetzt unnötig. Sie hätte den Inhalt nicht begriffen. Wenn er nachher sein Zimmer aufsuchte, wollte er den verhängnisvollen Brief verbrennen.

Er sprang aus dem Schlitten und warf die Pelzdecke zurück. Ob Maria wohl das Schellengeläut gehört haben und ihm entgegenkommen wird?

Im Augenblick, da er durch das Portal treten wollte, kam der alte Franz gelaufen, von der Parkseite her, und keuchte vor Aufregung.

Brackwitz blieb stehen. „Was ist denn geschehen, Franz?“

„Weiß Gott, ich kann nichts dafür! Heinz will auf dem Weiher laufen. Er ist mir davon, lacht mich aus!“

Brackwitz starrte den Alten an. Zum ersten Male folgte der Junge nicht! Betrat gegen das Verbot den Weiher. Und der konnte doch gar nicht fest genug sein. Die Witterung war ja noch milder geworden.

„Kein Wort meiner Frau! Ich hole ihn selber.“

Er lief dem Park zu und verschwand unter den Büschen am Wege.

„Heinz!“ schrie er einmal auf. In der Stimme zitterte Angst und Zorn über den Ungehorsam des Knaben.

Daß ihm Franz folgte, darauf achtete er nicht.

Keine Stimme antwortete auf seinen Ruf. Schon sah er eine Ecke des großen Parkweihers, das dürre Schilf, die tiefhängenden Weiden am Ufer.

Noch einmal rief er laut: „Heinz — Heinz!"

Eine Weile blieb es still; Brackwitz rannte weiter, schlug ein paar Zweige zur Seite und stand am Ufer.

Gleichzeitig erklang ein Schrei, ein schriller kindlicher Hilferuf.

Eine Strecke entfernt, der anderen Seite zu, bewegte sich etwas auf der Eisfläche, machte wilde Bewegungen; noch einmal schrillte ein Schrei — und Brackwitz wußte, was geschehen war.

Heinz hatte sich allein auf das dünne Eis gewagt, war dann wohl bis nach der gegenüberliegenden Seite gelaufen, hörte plötzlich die Stimme des Vaters und suchte in der Angst sich am Ufer oder im Schilf zu bergen. Dabei kam er auf eine Stelle, die den kleinen Burschen nicht mehr trug, und war eingebrochen.

Brackwitz faßte mit beiden Händen nach den Schläfen. Alle seine Sünden fielen ihm ein. Jetzt zahlte ein anderer seine schwere Schuld — der Junge, sein unschuldiges Kind!

Er rannte auf das Eis, brach selber ein durch den gewaltigen Anprall, riß sich wieder empor, glitt auf dem Leibe weiter, bis er der Stelle sich näherte, an der Heinz unter dem schwarzen, häßlichen Wasser verschwand.

Nur ein wimmernder Laut war noch aufgestiegen. Brackwitz glaubte das Gesicht seines Buben zu sehen, wie es mit entsetzten, hilfeflehenden Augen zu ihm starrte.

„Heinz — Heinz — halt aus — ich komme!"

Weiter wälzte er sich. Da hatte er die Stelle erreicht. Ringsum krachte es — bog sich die dünne,

trügerische Fläche. Aber hier hatte er vorhin noch eine Hand, einen Arm gesehen! — Hinunter, um das Kind zu fassen.

Das kalte Wasser schlug über Brackwitz zusammen. Es war an dieser Stelle tief, er fand keinen Grund. Als er tauchte, unbekümmert, ob er selber je wieder hinaufkam, ergriff er einen Stoffkragen, etwas scheinbar Lebloses riß er hoch — und dann warf er den Jungen auf das noch nicht zusammengebrochene Eis. Brackwitz hielt sich mit erstarrenden Händen an den Rändern; sie brachen ruckweise ab. Seine Last war zu schwer.

Heinz schnappte nach Luft. Dann schrie er laut auf: „Papi — Papi ...“

Der Junge hatte sich aufgerichtet; er war bei voller Besinnung und wollte dem Vater die kleinen Hände entgegenstrecken, da scheuchte ihn der harte Ruf weg: „Fort — fort! Lauf zu! Dort hinüber! Lauf! Schrei um Hilfe!“

Heinz rannte dem Ufer zu, an einem großen Loch vorbei, und diesmal brach das Eis nicht unter ihm.

„Mutter! Hilfe! Hilfe!“ gellte die dünne Stimme durch den Park.

Im gleichen Augenblick ließ Brackwitz die erstarrten Hände los. Er gab den Kampf auf. Und ebenso legte sich die Wildheit in seinem Innern, sein entstelltes Gesicht wurde ruhig. Er wußte in dieser letzten Sekunde, daß er seine Schuld tilgte, wenn auch anders, als er sich's gedacht. Und es war gut so!

In diesen Sekunden zog blitzschnell sein ganzes Leben an ihm vorbei, all die sonnigen Tage. Und als auch ein bleiches Gesicht auftauchte, Just Reges — war es ihm, als blicke der Tote versöhnt.

Eine Hand legte sich kühl auf sein Herz, und er sah zwei Augen über sich: Maria. Und ein dünnes Stimmchen verklang: „Vater, lieber Vater!“

Frau Maria hatte das Schellengeläute in ihrem Zimmer gehört. Sie wartete ja schon lange ungeduldig auf den wohlbekannten Ton.

Endlich! Und nun eilte sie in den Flur, die Treppe zur Halle hinab, trat ins Freie und sah nur seitwärts den Kutscher, der die Füchse ausspannte. Sie wollte rufen, da sah sie den alten Franz im Park verschwinden.

Eine furchtbare Angst erfaßte sie. Wo war Heinz? Warum lief der alte Mann so verstört davon? Wo war Hans? Der Schlitten stand leer im Hof.

Nun eilte sie in der gleichen Richtung in den Park, die Franz einschlug. Ihre Füße versagten plötzlich, bleischwer hing es an ihren Sohlen. Sie faßte sich nach den Schläfen — war das nicht ein Schrei? —

Noch einmal raffte sie sich auf. Weiter! Weiter! Und noch einmal ein Schrei: „Hans!“

Dann kam der alte Franz heran, in den Armen den wassertriefenden Jungen; schlaff herab hingen die kleinen Füße mit den Schlittschuhen unter den Sohlen.

„Er ist tot, Franz?“

„Nein! Nur schwindlig; aber der Herr — der Herr ...!“

„Mein Mann!“ schrie Maria auf.

„Im Weiher — ich hole Hilfe. Ich kann doch nichts sonst tun.“

Maria taumelte weiter; stand am Weiher und starrte auf die dunkeln Wasserlöcher, unter denen es quirlte. Niemand antwortete; keine Hand zeigte sich.

Da fühlte Frau Maria, daß sie allein mit ihrem Kind bleiben mußte. Allein für immer.

Sie schwankte und fiel in das raschelnde Schilf am Ufer.

So fanden sie die Leute, die mit Franz gekommen waren. Man trug sie ins Schloß und suchte den Weiher sorgfältig ab. Warf Bretter auf das dünne Eis, legte Leitern darüber, leuchtete, als es dunkel wurde, mit großen Stallaternen jeden Fleck ab.

Und dann fanden sie Brackwitz und trugen ihn schweigend auf einer Bahre ins Gut.

Neujahrstag und strenge Kälte. Endlich hatte die Witterung umgeschlagen. Starr lag das Eis des Parkweihers. Aber es dachte niemand mehr daran, die schimmernde Fläche zu benutzen.

In dem Saal, der so oft fröhliche Gesellschaften gesehen hatte, noch zuletzt das Weihnachtsfest mit dem brennenden Baum, lag Brackwitz aufgebahrt.

Nur langsam erholte sich Frau Maria.

Heinz lag noch zu Bett; aber Gefahr war nicht mehr vorhanden. Nur weinte der Kleine häufig und schrie nach seinem Vater. Er wolle gewiß immer folgsam sein, immer.

Um des Kindes willen, dessen zartes Gemüt in Gefahr war, mußte sich Maria emporraffen. Nun saß sie stundenlang an dem Bett des Kleinen und hielt dessen fiebernde Händchen. Mit schmerzzerrissenem Herzen sagte sie dem Knaben, der Vater würde wiederkommen; jetzt wäre er krank, und dann müsse er verreisen, um ganz gesund zu werden. Sie erzählte das so beharrlich, bis es der Knabe glaubte.

Der Förster kam gleich am nächsten Morgen, nachdem das Unglück bekannt geworden war.

Mit Maria, die sich kaum auf den Füßen halten konnte, trat der tief erschütterte Mann an das Lager, auf dem Brackwitz ruhte.

Lange betrachtete er das fahle Gesicht. Während es in seinem Innern hämmerte und pochte, sich seine Brust wie im Krampf zusammenzog, glaubte er zu sehen, daß um die Lippen des Toten ein still-zufriedenes Lächeln lag. Keine Spur einer letzten Seelenqual konnte er sehen.

Der alte Bärmann schwur in diesem ergreifenden Augenblick, daß er sein Wort halten wollte, das er dem Lebenden gegeben.

Er stand mit tief gesenktem Kopfe, als bete er. So verharrte er lange, und seine Lippen bewegten sich stumm.

Kein freiwilliger Tod war es, Bärmann hatte alles genau von dem alten Franz und den Knechten gehört. Nichts als ein erschütternder Unglücksfall. Aber zugleich waltete die Vergeltung.

Der Förster wendete sich Frau Maria zu, die auf den Knien lag und den Kopf an die Füße ihres toten Gatten preßte.

„Er hatte Sie lieb, Frau Maria," sagte er. „Das sagte er mir noch gestern, als er bei mir einkehrte. Aber er meinte, Sie wären die Frau, die für sich und seinen geliebten Jungen einstehen könne, wenn er einmal nicht mehr an Ihrer Seite wäre."

Sie hob den Kopf und sah ihn betroffen an.

„Hans war bei Ihnen? Was führte ihn in das Forsthaus?" sagte sie beunruhigt.

Der alte Mann lächelte.

„Wir waren früher so ein bißchen befreundet, Frau Maria. Das ist ihm auf dem Heimweg wieder eingefallen. Und da sprachen wir von vergangenen Zeiten. Und von der Zukunft. Und ich mußte ihm versprechen, Ihnen beizustehen, wenn — wenn das einmal nötig werden sollte. Ich bitte Sie, sich dieses Versprechens zu erinnern — immer.“

Maria reichte ihm stumm die Hand.

Er schritt aus dem Zimmer.

Draußen nahm Maria ein Blatt Papier aus dem Ausschnitt ihres schwarzen Kleides. Es war rauh, hatte vom Wasser gelitten, aber die Schrift war noch deutlich zu lesen.

„Dieses Blatt, einen Brief fanden wir in der Brusttasche von Hans,“ sagte sie leise. „Lesen Sie doch, Herr Förster. Und dann — vielleicht wissen Sie eine Lösung dieser Worte, der letzten, die mein Gatte an mich richtete.“

Bärmann las. Es hielt schwer, weil ihm das Wasser in den Augen stand.

„Verzeihe mir alles, was ich Dir je zuleide tat, Maria. Und glaube, daß ich Dich liebte bis zum letzten Atemzug — Dich und unser Kind, daß ich für Euch bete und für Euer Glück.“

Bärmann gab das Blatt zurück.

„Ich weiß keine Erklärung dafür, gnädige Frau,“ sagte er ruhig. „Aber man sagt, daß mancher Mensch Ahnungen hat.“

Sie erwiderte nichts darauf, sondern barg das ihr teure Papier wieder im Kleid. Dann reichte sie dem alten Manne nochmals die Hand.

„Sie werden ihm die letzte Ehre geben, nicht wahr?“

„Wie können Sie fragen!"

Und dann kam die Zeit, wo der Sarg in der Halle aufgestellt wurde.

Alle umringten den offenen Eichensarg und sahen Brackwitz, der still und friedlich dalag, alle, auch die einstigen Kneipkumpane, der Rochauer, der Bernkasiler und der Schwibitzer, der alte Notar aus Königsberg und Förster Bärmann.

„Ein glücklicher Mensch muß er doch gewesen sein," meinte der Bernkasiler leise zu seinem Nachbar. „Er ging mit einem Lächeln aus der Welt."

Frau Maria hörte es. Sie nickte dem Toten zu.

„Schlaf wohl, Hans! Für unsern Jungen bist du in den Tod gegangen, das mag dir den letzten Augenblick erleichtert haben. Für unser Kind will ich weiterleben."

Am dritten Tage des neuen Jahres trugen sie Brackwitz zur Ruhe, hinüber ins Dorf, auf den kleinen, von Waldhecken umgebenen Kirchhof.

Daheim wartet noch immer der kleine Heinz auf seinen Vater, der irgendwo in einem fernen Hause gesund werden soll. Aber das Kind hat sich beruhigt, es weiß, daß der Vater ihm nicht mehr zürnt. Nur die Schlittschuhe will Heinz nie mehr sehen.

Am selben Tage, an dem man Brackwitz zur letzten Ruhe bettete, erhielt Walter Vorlanden in Lausanne die notarielle Nachricht, daß Hans v. Brackwitz, wie er ihm schon einmal angedeutet, eine weitere große Summe zum Ausbau der Fabrik zur Verfügung stelle. Die Rückzahlungsform werde später der Notar regeln.

Lisa stand auf der Terrasse des Hauses, das sie sich erworben hatten, und sah ergriffen in das flimmernde Weiß der Winterpracht. Ihr junger Gatte stand neben ihr, hatte den Arm um sie gelegt, und nun sahen sie sich an, und Walter flüsterte: „Einer der besten Männer ist nun nicht mehr, der uns das Glück brachte.“

Und sie nickte und lehnte ihren Kopf an seine Schulter.



Der Schatz von Paradelha

Roman von Woldemar Urban

Wenn man, von Lissabon kommend, die Tajomündung verläßt und der Küste des Atlantischen Ozeans entlang nach Süden fährt, so erblickt man nach einiger Zeit ein malerisch wundervoll romantisches Bild. Aehnlich wie im Norden von Lissabon das alte Königsschloß Cintra auf hohem Felskegel weit über das Meer winkt, thront auch im Süden auf einem weit in das Meer vorspringenden Felsen ein altes Maurenschloß, das freilich nicht so groß und stattlich wie die Cintra, dafür aber in seiner Verfallenheit um so ergreifender wirkt. Die Fassade, die noch Spuren einer außerordentlich zierlichen und feinen Architektur zeigt, erscheint von weitem grau und verwittert; die rundbauchigen Ecktürme erzählen von den Stürmen der Zeit. Die Fensterverzierungen sind herabgefallen, die Balustraden und Balkone schadhaft und altersschwach, wie gesagt, sehr malerisch und stimmungsvoll, aber nicht sehr praktisch zum Wohnen. Es ist auch tatsächlich nur teilweise bewohnt. Der jetzige Besitzer des Maurenschlosses, das in der Gegend kurz Alkasar heißt, ein Graf Ignacio Morales, lebt den größten Teil des Jahres in Lissabon oder San Sebastian und kommt nur zur Jagd nach dem Alkasar, die in den ausgedehnten Wäldern, die sich von der Küste weg in das Land hineinziehen, ungewöhnlich ergiebig ist.

Südlich des wild ausgezackten Felsens, auf dem das Schloß steht, bildete das Meer eine kleine Bucht, an der, wie im Schutz gegen die wüsten Nordweststürme, die im Herbst und Frühjahr über die See brausen, ein kleiner Ort liegt, ein elendes, erbärmliches Nest von einigen Dutzend alter Häuserchen. Dicht am Strande, von den Wellen umspült, ein sogenannter Sarazenenturm,

wie man sie häufig am Mittelmeer findet, nur daß dieses verfallene Bauwerk so stark von den Stürmen der Jahrhunderte unterwaschen und zerstört ist, daß sich niemand mehr in seine Nähe wagt. Die Einwohner des Ortes, meist arme Fischer, die ihr kärgliches Brot sauer genug verdienen, sind höchst abergläubisch; sie meiden den alten Heidenturm, bekreuzigen sich, wenn sie vorübergehen müssen, und das Fauchen des Windes in den fensterlosen Mauerlöchern oder das Murmeln der Wellen an seinem Fuß und das Rascheln der Eidechsen, Molche und Ratten, die sich darin eingenistet haben, erregt ihnen Grausen.

Der kleine Ort heißt Paradelha, hat aber eine große Vergangenheit. Zum erstenmal wird er erwähnt im vierten Jahrhundert vor Christi Geburt als eine Handelsniederlassung von Karthago, und diese muß nach den Ruinen, mit denen Paradelha im weiten Umkreis in und über der Erde übersät ist, nicht unbedeutend gewesen sein. Meilenweit stößt man in der Umgegend von Paradelha auf antike Mauerreste, unterirdische Hohlräume, Gewölbe, Keller und Badeanlagen — Ueberreste einer versunkenen Welt. Als dann Karthago, die einstige Beherrscherin der Meere, zerstört wurde und aus der Geschichte verschwand, sank auch Paradelha herab, um erst in der Maurenzeit wieder aufzuleben, nach fast tausendjährigem Schlaf. Aus dieser Zeit stammte das Schloß des Grafen Morales.

Aber auch die Mauren mußten Portugal und ganz Südeuropa verlassen. Im eisernen Gang der Weltereignisse verfielen auch ihre Reiche und ihre Kultur, und Paradelha träumte wieder Jahrhunderte lang in seinem einsamen Weltwinkel, bis ihm Seeräuber wieder zu einer zweifelhaften Bedeutung verhalfen. Der Sara-

zenenturm entstand, eine Festung, ein sicherer Hort, in dem das Seeräubergesindel, das zu gewissen Zeiten ganze Flotten zur Plünderung der Mittelmeerküsten ausrüstete, seine geraubten Schätze verbarg.

So wurde Paradelha im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende allmählich das, was es heute ist, ein Gespenst aus grauer Vorzeit, das den eigenen Einwohnern Grauen einflößt. Aber die Fischer von Paradelha sind trotzdem tüchtige Leute, die ihr Leben auf dem wilden Meer wagen, um anderen geschätzte Leckerbissen zu bieten. Die Langusten von Paradelha, eine Art großer Krebse, sind auf dem Markt von Lissabon gesucht und geschätzt.

In diesem welteinsamen, armseligen Dörfchen wurde der viel gerühmte und viel verkannte Manuel Moreno geboren, in diesem von Gott und der Welt verlassenen Trümmerhaufen verlebte er seine erste Jugend. Sein Vater, Luiz Moreno, war der Barbier des Ortes, mußte aber, da dies ehrsame Handwerk in dem kleinen Ort nicht soviel einbrachte, um seine zahlreiche Familie zu ernähren, auch mit auf den Fischfang gehen und besaß dazu seine eigenen Langustenfallen, rohrgeflochtene Körbe, die, mit einem Widerhaken versehen, ins Meer versenkt werden. Eine solche Langustenfalle, die man der Länge nach in der Mitte zerschnitten hatte, war die Wiege des kleinen Manuel.

Er war ein hübscher, kräftiger Knabe mit grünlichbrauner Haut, wie sie viele Portugiesen haben, und wie sie auch seine Mutter, die zigeunermäßig aussehende Astrida Moreno, besaß. Von seiner Langustenfalle aus beschaute sich Manuel die Welt, von der er zunächst allerdings nicht viel sah. Am meisten machte ihm der Seifenschaum Spaß, den ihm sein Vater, wenn er

guter Laune war, auf sein Brettchen schmierte. Mit erstaunlicher Lebhaftigkeit patschte er dann mit seinen Händchen in die schlierige Masse, und wenn der nasse Schaum nach allen Seiten auseinander und den Umstehenden ins Gesicht spritzte, lachte der Kleine vergnügt.

Nun ist ein Kind wie eine Eichel in der Schale. Es ist von der Natur für alles gesorgt, was zu einem mächtigen Baum gehört. So liegen in einem Knäblein alle Keime zu einem Mann.

Manuel wuchs und wurde groß, und als er sechs oder sieben Jahre alt war, machte er eine Bekanntschaft, die für seine weitere Entwicklung und sein ganzes Leben von entscheidender Bedeutung werden sollte, das war Padre Felipe, der Ortsgeistliche, der zugleich das Lehreramt in Paradelha versah. Padre Felipe gewann an dem hübsch gewachsenen, klugen Kind rasch Gefallen und lehrte ihn Lesen und Schreiben. Manuel begriff rasch und lernte leicht. Wenn er auch nicht allzu fleißig war, so machte er doch bei der geistigen Lebhaftigkeit, die dem Südländer häufig als Gottesgabe angeboren wird und ihn befähigt, sich den mannigfaltigsten Lebensformen anzupassen, große Fortschritte. Er lernte nicht nur lesen und schreiben, sondern machte davon auch einen Gebrauch, wie es seinen wißbegierig drängenden Geistesanlagen entsprach. Don Felipe besaß eine Anzahl Bücher, eine kleine Bibliothek, die er mehr durch Zufall als eigene Wünsche zusammengebracht hatte. Auf diese Bücher stürzte sich der junge Manuel mit einem Lerneifer, der ihn weit über den Gesichtskreis des Barbiersohns und aller Leute in Paradelha hinausführte. Er war noch nicht vierzehn Jahre, als er den Don Quichotte las, die Lusiaden, abenteuerliche Reisen, romantische Geschichten, die, meist aus dem Französischen

übersetzt, ihm in das Leben und Treiben der hohen und höchsten Gesellschaftskreise Einblick gewährten. Seine jugendliche Einbildungskraft, die nur zu leicht aufnahm, was ihr solcherweise vorgeführt wurde, bevölkerte sich mit Vorstellungen und beschäftigte sich mit Wünschen, die mit dem Leben und Treiben eines Fischers nichts zu tun hatten, mit Fürsten und Herren, schönen Damen und allerhand Abenteuern. Manchmal kamen in den Büchern auch fremdsprachliche Redensarten vor, die er nicht verstand, und die er sich von Don Felipe erklären ließ, und da sein Gedächtnis vorzüglich war, so vergaß er keine wieder.

Aber außer Don Felipe lernte er auch noch andere Menschen kennen, die auf seine Kinderseele mit der vollen Kraft und Tiefe der ersten Eindrücke wirkten, und zu diesen gehörte ein Zigeunerkind seines Ortes, ein träumerisches, in sich gekehrtes Mädchen. Esmeralda war ein bis zwei Jahre jünger als Manuel. Das Kind redete wenig, spielte bei ausgesprochener Begabung ganz erstaunlich Geige. Anderswo, in großen Städten, würde man sie für ein Wunderkind genommen und große Konzertreisen mit ihr gemacht haben, um Geld zu verdienen. Das war Gott sei Dank in dem kleinen, weltverlorenen Paradelha anders. Esmeralda saß häufig abends, wenn die Sonne ins Meer sank und auf dem weiten Ozean die Farbenwunder der Dämmerung aufglühten, unten an einer kleinen Bucht am Strand, die die sogenannten schwarzen Felsen bildeten. Dort und zu dieser Zeit der Dämmerung, im Angesicht des uferlosen Meeres, spielte sie auf ihrer Geige und sang wohl auch ein kleines andalusisches Liedchen, wie sie sie von ihrer größeren Schwester Berarda, die viel im Lande herumzog und mancherlei hörte und lernte, wußte.

„Die Vögel und ich, wir erheben uns
Zu gleicher Zeit —
Sie, die Morgenröte zu besingen,
Und ich — Schatz meines Herzens —
Mein Liebesleid!"

So sang Esmeralda in den stillen Abend hinein. Sie war sicher, daß es dann nicht lange dauerte, bis Manuel neben ihr saß und ihr zuhörte.

„Spiele!" bat er dann, und Esmeralda spielte in ihrer Weise weiter, was ihr gerade einfiel. Sie kannte keine Note, aber was sie spielte, kam aus der Seele. Wenn die Meereswellen leise schäumend und knisternd auf dem Sandstrand hinstarben oder sich murmelnd und rauschend am Felsen brachen und ihr leises Geräusch mit den Tönen von Esmeraldas Geige vermischten, dann war es, als ob ein Zauber die Kinderseelen umspielte, sie einlullte und hinüberführte in die große Harmonie des Alls. Unbewußt der Vorgänge in ihrem Innern, gaben sich die Kinder jenen Träumereien und seelischen Erregungen hin, die vielleicht das einzige Glück der Welt sind.

Wenn dann Manuel noch traumbefangen nach Hause kam und seine Brüder — er war der Jüngste unter ihnen — und sein Vater an ihn herantraten, wenn es hieß, Netze flicken, Barken teeren, Ruder schnitzen, dann flüchtete er zu seiner Mutter, die immer eine Schwäche für den Jüngsten hatte, und wunderte sich, wie rauh und unfreundlich die Welt der armen Leute war, und seine Mutter küßte ihn dann auf die frischen, dunkelroten Lippen und seufzte: „Armer Manuel, du wirst dich in dieser Welt noch manchmal wundern!"

Sie konnte ihn nicht schützen vor der Rauheit der Welt, und je mehr Manuel heranwuchs, je mehr mußte

er arbeiten, mit auf das Meer hinausfahren, um Langusten zu fangen, sie zum Markte bringen oder Köder anfertigen. Und wenn er darüber murrte, so lachte man ihn aus, und nicht selten bekam er dann zu hören: „Warum bist du ein Barbiersohn? — Warum bist du nicht der Sohn des Königs oder wenigstens des Grafen Morales?"

Da fing denn Manuel an, zu merken, daß die Welt nicht so war, wie er sie sich vorgestellt hatte. Er konnte ja doch nichts dafür, daß er der Sohn eines Barbiers war. Aber war denn das ein Verbrechen, arm zu sein?

Eines Morgens — er war nun neunzehn Jahre alt geworden und längst kein Kind mehr — kam er mit seinem etwas älteren Bruder Guilherme vom Meer zurück, wo sie beide Fische gefangen hatten. Der Fang war ungewöhnlich reich und versprach eine gute Einnahme. Eine prächtige Languste, eine Hummerart, die man selbst in Paradelha selten sah, schlug mit dem mächtigen Schwanz im Korbe wütend um sich und wollte sich durchaus nicht gefangen geben. Neugierige sammelten sich. Lebendige Krebse sind immer ein eigenartiger Anblick. Die Languste war wohl über tausend Reis — ihre fünf Franken — wert. Ein Herr in großen, gelben Stulpenstiefeln, mit Sporen daran, trat auch näher, und man machte ihm Platz. Es war der Graf Morales, der mit seiner Tochter Eslava, einer jungen Dame von etwa fünfzehn Jahren, einen Spaziergang machte.

„Sieh, Papa, sieh! O wie schön!" rief die Condessinha und trat näher.

Manuel hatte nie etwas Reizenderes gesehen als diese junge Dame. Sie war weiß gekleidet, trug weiße Schuhe und einen weißen Hut. Nur um den wunder-

hübschen Hals trug sie eine dunkelgelbe Bernsteinkette. Ihre lebhaften Augen funkelten, die vollen Lippen waren zierlich und dunkelrot und ihr brauner Teint so zart und flaumig wie reifer Pfirsich. Der arme Manuel wußte nicht, wie ihm wurde. Es überlief ihn heiß und kalt. Er konnte den Blick nicht von der Condessinha wenden. Er stand da wie verzaubert.

Um die hübschen Lippen Eslavas spielte ein feines Lächeln. Sie fühlte sich geschmeichelt.

„Laß sehen, laß sehen!“ sagte sie lebhaft und drängte sich näher an den Korb.

Rasch griff Manuel hinein, kniff — wie die Fischer das gewöhnlich machen, wenn sie eine Languste fest und sicher greifen wollen — mit Daumen und Zeigefinger in die beiden hervorstehenden Augen des Tieres und holte sie heraus.

„Ich schenke sie Ihnen, Condessinha,“ stammelte Manuel verwirrt.

Sein Bruder stieß ihn verstohlen an. Und wenn er ihm die Rippen eingeschlagen hätte, Manuel hätte nichts gemerkt.

Eslava warf ihm blitzschnell einen Blick zu.

„Du tust ihr weh,“ sagte sie mitleidig, „das arme Tier!“

„Es ist ja bestimmt, gegessen zu werden,“ entschuldigte sich Manuel, faßte aber doch die Languste behutsamer an.

„Nimm sie, Papa, ein solches Geschenk darf man nicht zurückweisen.“

Graf Morales sah den jungen Fischer an. Manuel war ein hübscher, kräftiger Bursche mit dichtem, rabenschwarzem Lockenkopf und klugem Gesichtsausdruck, geradem, geschmeidigem Wuchs.

„Wo soll ich denn das Tier hintun?“ sagte der Graf. „Willst du es hinaufbringen in den Alkasar?“

„Ja, Herr Graf, sofort. Sie haben nur zu befehlen.“

Es war nicht weit zu gehen. Zwischen wildem Agavengestrüpp, Buchsbaum und Lorbeerbüschen hindurch führte ein Felsenweg in kleinen Windungen nach dem Maurenschloß empor.

„Wie heißt du?“ fragte Eslava im Gehen.

„Manuel Moreno, Ihnen zu dienen, Senhorita.“

„War das dein Bruder, der mit dir zurückkam?“

„Ja. Mein Bruder Guilherme.“

„Er ist nicht so hübsch wie du. Hast du noch mehr Geschwister?“

„Sieben. Brüder und Schwestern. Ich bin der achte und der jüngste.“

„Der jüngste!“ wiederholte sie lächelnd und sah ihm ins Gesicht. „Aber der beste. Nicht wahr?“

„Ich weiß nicht, Condessinha,“ erwiderte er befangen.

„Leben deine Eltern noch?“ forschte Eslava weiter.

„Ja. Mein Vater ist der Barbier im Ort, meine Mutter ist eine Zigeunerin. Sie heißt Astrida.“

„Eine Zigeunerin! Ja, man sieht es. In deinen Augen liegt so etwas Freies, Natürliches und doch auch Trübes, als ob du bedauern müßtest, auf der Welt zu sein.“

„Ja. Manchmal bedauere ich es auch.“

„Das mußt du nicht, Manuel!“ unterbrach sie ihn rasch. „Die Welt ist so schön und das Leben so lustig.“

„Ja, wenn man Geld hat. Wenn man aber arm ist, dann nicht.“

„So mußt du nicht reden, Manuel!“ unterbrach sie ihn neunmalklug. „Was heißt arm und was reich!

Du bist ein Mann, und ein Mann kann alles erreichen in der Welt."

„In der Welt? Ja, das mag sein. Aber in Paradelha ..."

„Nun, was hält dich in Paradelha? Hast du einen Schatz?"

„In Paradelha? Das glauben Sie doch selbst nicht, Condessinha."

„Nun also! Warum schaust du dich nicht in der Welt um? In Lissabon, in Sevilla, in Madrid, in Paris. Dort steht einem Mann alles offen. Wenn ich ein Mann wäre ..."

„Oh, seien Sie doch froh, Condessinha, kein Mann zu sein. Wenn man so schön ist, so berufen, glücklich zu sein und glücklich zu machen."

Er schwieg betroffen und sah sie verstohlen an.

Eslava fragte: „Und was dann?"

Manuel senkte den Blick zu Boden und sagte nichts.

Eslava war ein Gemisch von Kind und Dame. Gerade weil sie wußte, daß sie noch keine Dame war, machte sie geringeren Leuten wie Manuel gegenüber von einer gewissen Ungeniertheit und überklugen Ueberlegenheit unbekümmerten Gebrauch. Sie fand Spaß daran, auf den jungen Mann offenbar entschiedenen Eindruck zu machen, ihn für sich einzunehmen, mit ihm zu spielen. Sie wußte noch nicht, daß auch ein junger Mensch kein Spielzeug ist.

Als sie in Alkasar ankamen, führte Eslava den jungen Fischer durch mehrere Zimmer, die, obwohl vernachlässigt und altertümlich aussehend, doch großen Eindruck auf Manuel machten. Diese alten Familienschlösser wirken auf gewisse Leute, die in unruhiger Wandersucht, in armseliger Nomadenexistenz bald hier,

bald dort sind, bezaubernd. Alte Möbel, alte Familienbilder an den Wänden, Schmuck- und Prunkstücke zeugen von bewundernswerter Dauer, glücklicher Ruhe und Zufriedenheit, daß ihnen ganz wehmütig wird. So empfand auch der junge Manuel, er staunte die ihm bisher nur aus Schilderungen in Büchern bekannte verblichene Pracht des alten Maurenschlosses an.

In einem Zimmer konnte man vom Balkon weit hinaus über das Meer und über die wild zerriss'ne Felsenküste sehen; hier nahm Eslava von der Wand ein dolchartiges Messer, das in einer fein ziselierten Metallscheide stak, eine antike Waffe, wie man sie in Alkasar da und dort als Wandschmuck aufgehängt sah, und gab es Manuel.

„Das ist mein Gegengeschenk für die Languste, Manuel. Gefällt es dir? Besieh es wohl! Alte Toledaner Arbeit. Du wirst nicht leicht ein gleiches Stück finden," sagte sie.

„Aber, Condessinha, ein so reiches und schönes Geschenk, das ist zu viel."

„Ei was! Ich schenke es dir, aber nicht als Preis für irgend etwas; nimm es als Geschenk. Hier sieh" — sie zog die Klinge aus der Scheide, die etwas schwarzgerostet, aber doch noch gut leserlich altertümliche Inschriften zeigte: ‚Nicht ohne Grund heraus. Nicht ohne Ehre hinein.' — „Verstehst du das, Manuel?"

„Sehr wohl, Senhorita," antwortete Manuel ernst. „Ich danke Ihnen für das schöne Geschenk von Herzen und ganzer Seele. Niemals, so lange ich lebe, wird es von mir weichen, und immer wird es zu Ihren Diensten sein."

Sie lächelte und reichte ihm die Hand. Das Blut schoß ihm in die Wangen. Vor seinen Augen flimmerte

es, als er sich niederbückte und seine brennheißen Lippen auf die zierliche braune Hand drückte.

Während die Zigeuner fast im ganzen übrigen Europa mißachtet werden und ihnen vieles zum Vorwurf gemacht wird, das mit unserer Kultur nicht in Einklang steht, befinden sie sich im Süden von Europa und besonders in Spanien und Portugal verhältnismäßig wohl und spielen durchaus nicht die verächtliche Rolle wie in den nordischen Ländern. In Granada sind sie sogar in vielen Tausenden seßhaft. Die Felsenwohnungen des Albaicin sind ihre Festung, und in der Alhambra, der alten maurischen Königsburg von Granada, stolziert in einem bunten, prunklosen Kostüm sogar el rey de gitanos, der König der Zigeuner, umher. Viele der Fremden, die die Alhambra besuchen, machen ihm freilich den Vorwurf, daß er es trotz seiner königlichen Würde nicht verschmäht, gelegentlich die Hand auszustrecken und eine Peseta oder einen Schilling zu erbetteln. Das ist ein Mißverständnis. Die Zigeuner sehen den Bettel durchaus nicht als erniedrigend an, sondern als eine ebenso kluge wie bequeme Ausbeutung der andern, wobei allerdings wichtig ist, daß sie etwas bekommen.

Man kann sogar mit einer gewissen Berechtigung von Granada als von der Hauptstadt der Zigeuner sprechen. Alle zieht es nach dieser wunderlichen und wunderbaren Stadt, und jeder dieses wanderlustigen Volkes hat den Wunsch, wenigstens einmal im Leben diese Hochburg seines Stammes zu sehen. Hier lernen sich die einzelnen Stämme und Familien kennen, hier werden Verbindungen angeknüpft, Verwandtschaften geschlossen, Streifzüge durch halb Europa verabredet und

Weisungen erteilt, wie man sich in den einzelnen Ländern gegenüber der Polizei, diesem gehaßten Feind der Zigeuner, zu verhalten oder ihm ein Schnippchen zu schlagen hat.

Auch die Einwohnerschaft von Paradelha war stark mit Zigeunern durchsetzt, die von hier aus in ewiger Unruhe durch das Land ziehen, Verbindungen anknüpfen und ihre sonderbaren Künste üben. Sie treiben Geheimmittelschwindel, Wahrsagerei, Pferdehandel, spielen Geige, betteln und stehlen und tun dies alles aus dem einen Grunde, möglichst leicht und bequem Geld zu machen, was ja viele andere auch versuchen und tun, wenn sie sich auch anderer Mittel bedienen.

Einige Tage nach seinem Besuch im Alkasar saß Manuel am Strande im Schatten einer Barke, um ein Netz auszubessern. Aber die Arbeit wollte nicht recht vorwärts gehen. Immer und immer wieder stützte er nachdenklich den Kopf in die Hand und schaute träumerisch über das Meer, als ein Schatten über ihn hinweg in den Ufersand fiel.

Er schaute sich um und bemerkte eine Frau oder ein Mädchen, jedenfalls eine Zigeunerin, die blauschwarzen Haare schmuck und glänzend aufgemacht, rechts und links vor den Ohren geringelt, große goldene Ohrringe, große sprechende Augen, überaus kleine Händchen und Füßchen von dunkelbrauner Hautfarbe. Ueber Kopf und Schultern trug sie eine gelbseidene Mantille, im Gürtel schöne dunkelrote Rosen. Sie mochte einst sehr schön gewesen sein, war aber jetzt schon verblüht. Nur die funkelnden Augen und die hastigen Bewegungen ließen auf innere Leidenschaftlichkeit schließen.

„Berarda!“ rief Manuel sie etwas überrascht an. „Seid ihr zurück?“

„Wie du siehst,“ antwortete sie und sah den jungen

Mann wohlgefällig lächelnd an. „Was machst du denn da, Manuel?“

Es klang fast spöttisch.

„Ich flicke Netze.“

„Schöne Arbeit!“ höhnte sie. „Schämst du dich nicht? Ein junger, hübschgewachsener Bursch wie du setzt sich in den Sand und flickt Netze wie ein altes Weib!“

Manuel wollte ihr scharf entgegnen; er besann sich aber, zuckte mit den Schultern und zog die Mundwinkel verächtlich herab. Daß ihm das Netzeflicken nicht besonders gefiel, sah man ihm an. Aber was sollte er denn tun?

„Wo wart ihr so lange?“ fragte er nach einer Weile.

„In aller Welt, in Sevilla, Granada, Elche, Valencia, Madrid, Burgos — wir wären auch nach Frankreich gezogen, aber man ließ uns nicht über die Grenze. Und du bist hier gesessen.“

Aergerlich warf er seine Netze in die Barke und fluchte leise vor sich hin.

Berarda setzte sich zu ihm in den Sand, strich ihm die wollene Zipfelmütze aus der Stirn und fuhr ihm durch die kurzlockigen Haare. Er gefiel ihr offenbar, und sie war nicht zurückhaltend mit Beweisen ihres Wohlgefallens.

„Das ist doch nichts, Manuel,“ sprach sie mit vertraulicher Ueberredung, „ein Mann wie du, der gescheiter ist als viele, sitzt da am Meer und flickt Netze, statt sich in der Welt umzusehen und sein Glück zu suchen. Meinst du, es kommt hierher zu dir? Da kannst du warten, bis du alt und grau bist. Oder bist du eine Schlafmütze, die sich nicht aus Paradelha hinauswagt?“

„Soll ich mich denn auch auf den Landstraßen irgendwo herumschinden und mich womöglich einsperren lassen?"

„Aber das ist doch ..." begann Berarda. Aber er ließ sie nicht weitersprechen.

„Du hast gut reden, Berarda, du gehst mit deinem Onkel, deiner Mutter, mit deinem ganzen Stamm von Ort zu Ort, ihr habt da und dort Leute, die ihr kennt, und seid überall zu Hause. Ich bin allein. Glaubst du, ich möchte nicht auch in die Welt? Nicht fort von Paradelha? Aber wohin ich auch gehen wollte, wäre ich doch fremd, ein Landstreicher ohne Freund und Geld. Ja, wenn ich Geld hätte! Waret ihr auch in Lissabon?"

„Wir kommen von dort."

„Weißt du die Avenida da Liberdade?"

„Wozu brauche ich oder du das zu wissen? Wenn du nach Lissabon kommst, gehst du zur Muhme Zaccadrilla in der Rua de São Paulo. Die weiß alles. Was hast du da?"

Neugierig griff sie nach seiner Schärpe, in der er das Messer trug, das er von Condessinha Eslava erhalten. Er kam aber ihrem Griff zuvor und verschob die Schärpe, und das Messer verschwand.

„Nichts, nichts. Du mußt nicht alles wissen."

Sie sah ihn an und lachte. Sie hatte längst gesehen, was er jetzt mit der Schärpe zu verdecken wünschte. Sie schaute ihn mit wohlgefälligen Blicken an. Seine dunklen Augen, sein hübsches, einnehmendes Gesicht, seine geschmeidige Jugend und ein gewisses verzärteltes und liebenswürdiges Wesen, das reifere Frauen so anzieht, fielen ihr auf.

„Du bist nicht für Paradelha geschaffen, Manuel,"

sagte sie lächelnd, „dein Schicksal ist es gewiß nicht, daß du ewig Netze flicken und Fische fangen wirst. Beim heiligen Ildefonso, steckte ich in deiner Haut, so wäre ich längst fort. Was schaffst du in Paradelha? Es ist zu gering für deine Träume. Hier verbringst du einen Tag wie den anderen. Fort in die Welt! Ein Mann wie du ist zum Herrn geboren. Dort draußen, wo das Schicksal jeden Tag andere Fäden spinnt, immer einen bunter und schöner als den anderen, wo dir jeden Tag das Glück die Hand bietet und die Gelegenheiten hundertfach dich umspielen, dort wird dein Schicksal sich erfüllen. Ein Fischer! Ein Fischer wird der, der nichts anderes kann und nichts anderes weiß. Du aber brauchst nur zu wollen, und die Welt steht dir offen."

„Ja, die Welt der armen Teufel," spottete er. „Ich sage dir ja, daß ich nichts sehnsüchtiger wünsche, als wegzukommen von hier und mein Glück zu versuchen, aber ..."

„Aber man soll dir das Glück in den Sack stecken, das meinst du doch? Wenn du darauf wartest, wirst du Netze flicken und Barken teeren, bis du alt und krumm bist. Wie machen's denn andere? Denke an Vetter Ramiro, der noch vor zwölf oder vierzehn Jahren in Azuel feraza bei Sevilla die Schafe des Marques Santacruz hütete, er ist heute Gran Capitan in der Triana von Sevilla und einer der reichsten Leute seines Ortes."

„Wie hat er das gemacht?"

„Er ließ die Schafe laufen, wohin sie wollten, und ging nach Sevilla, dort ist er Stierfechter geworden, gewann den Preis von Madrid von hunderttausend Pesetas und ist heute ein gemachter Mann. Andere

machen es anders. Frage nur deine Mutter nach deinem Vetter Gonsalvez. Gonsalvez war Torhüter in Jerez de la Frontera, heiratete die Witwe eines Gutsbesitzers in Huelva und ist heute auch ein reicher Mann."

„Die Witwe . . .?"

„Ei was, Witwe oder Schwester oder Tochter. Das kommt auf eins heraus. Alle Tage geschehen solche Dinge, nur in Paradelha nicht."

Sie stand rasch auf, stieß ihn vertraulich mit der Schulter und sprach eindringlich weiter.

„Sei nicht dumm, Manuel. Einem hübschen Jungen wie du lacht das Leben aus tausend Augen. Greif zu! Geh nach Lissabon. Besuche deine Muhme Zaccadrilla. Sie wird dir schon raten, was du tun sollst. Du kannst dich auf sie verlassen. Lissabon ist eine große, schöne Stadt. Vergiß nicht — Rua de São Paulo. Ganz nahe beim Hafen. Und geh bald fort, sag' ich dir. Bei allen Heiligen, ich könnte nicht acht Tage in Paradelha stillsitzen, wenn ich ein so hübscher, kluger Kerl wäre wie du."

„Berarda! Berarda!" klang es durch das Rauschen der Wellen und das Pfeifen des Windes. Das war der Capitan Zuigno, der Vater Berardas; sie winkte Manuel zu und lief fort zu ihrem Vater.

Auch Manuel stand auf und musterte aufmerksam den Himmel. Sturm war zu erwarten. Graue Wolken trieben, von einem steifen Nordwestwind gejagt, über die Meeresküste hin; die Brandung wurde stärker und wilder. Hohe Wellenberge spritzten weißschäumend an den Uferfelsen empor oder liefen knisternd und raschelnd immer höher den Sandstrand hinauf, wo die Barken lagen. Man mußte Ruder und leichteres Fischgerät bergen, damit das Meer es nicht wegspülte. Manuel raffte

Ruder, Netze, Auflaufhölzer und Körbe zusammen, um sie in das Innere des alten Sarazenenturmes zu tragen, wo es vor den Wellen geschützt war. Wenn der alte Turm auch sonst zu nichts mehr gut war, so war ein Raum in dem Trümmerwerk doch noch zur Aufbewahrung von Fischereigerät und altem Gerümpel zu brauchen.

Der Turm stand so nahe am Meeresufer, daß seine Westmauer besonders während der Flut, oder auch wenn der Sturm große Wassermassen ans Ufer warf, von den Wellen schwer litt. Hier und da lagen einzelne große unbehauene Steine, die bei früheren Stürmen aus den Mauerresten herausgespült worden waren, zerstreut umher. Niemand dachte daran, solchen Schaden wieder auszubessern; der Turm gehörte ja keinem Menschen, und wenn er einmal völlig einstürzte, so gab es eben ein Trümmerwerk mehr. Die Zerstörung der Westmauer war in den letzten Jahren immer größer geworden, während die Mauer im Osten, die durch das ansteigende Gelände mehr vor den Wellen geschützt blieb, noch ziemlich gut erhalten war. Wenn Ebbe eintrat und das Meer ruhig lag, so konnte man trockenen Fußes um den ganzen Turm herumgehen. Jetzt war das nicht möglich. Die Wellen hätten den stärksten Mann gegen die Mauer geworfen.

Die alte morsche Holztür, die Manuel mit dem Fuß aufstieß, besaß weder Schloß noch Riegel. Wozu noch eine Tür? Das leere Mauerloch im Turm lockte keinen Dieb, denn darin lagen Steinhaufen, Schutt und Unrat. Der Ansatz einer Treppe war noch vorhanden, vier oder fünf Steinstufen, der obere Teil und die Decke waren herabgestürzt. Die Wolken konnte man drüber ziehen sehen, und so goß der Regen und bei

heftiger Brandung auch das Meerwasser in das Mauerloch. Jetzt war die Ruine noch zehn oder zwölf Meter hoch; einst mochte der Turm vielleicht zwanzig Meter hoch gewesen sein, aber nach dem Zusammensturz des oberen Teils und der Decke war Efeu und Ginster auf der Mauer gewachsen.

Noch immer nachdenklich über die Redereien Berardas warf Manuel seine Ruder und Netze in den alten Turm. Nicht nur ihre Worte, sondern auch eine innere Stimme regten ihn auf. Seit ihm die Condessinha Eslava den Dolch geschenkt hatte, war er von einer inneren zehrenden Unrast erfüllt. Es verging kaum eine Stunde, in der er nicht an sie dachte, in der nicht ihre schöne, zarte Gestalt vor ihm stand.

Was die Menschen wünschen, das glauben sie gern. So ging es auch Manuel. Er sehnte und wünschte sich nach einem Dasein, das er in Wirklichkeit nie gesehen. Seine Zukunftsträume gestalteten sich immer phantastischer und abenteuerlicher. Was er in Büchern gelesen, vermischte sich mit seinem einzigen Erlebnis im Schlosse des Grafen. In seinen verwirrten Träumen erschien ihm Eslava so oft, daß er auch am hellen Tag weiter träumte. Er war auch ohne Berardas Worte in einem Gemütszustand, der ihn immer mehr untauglich zu seiner Arbeit machte und ihn verrückt zu machen drohte. Zornig und ungeduldig, weil er keinen Weg sah, seinem elenden Tagwerk zu entrinnen, haderte er im stillen mit sich und allem, was ihn umgab. Jetzt warf er die morsche Holztür des Turmes zu und wollte heimgehen.

Der Sturm brauste heftiger, und das Brausen nahm immer mehr zu. Haushohe Wasserberge wälzten sich gegen die Ufer heran, platzten an den Felsen auf oder

rollten im wilden Ungestüm den Sandstrand empor. Manuel hielt sich mit Mühe aufrecht. Pfeifend und pfauchend stürmten die Winde vom Meer her über das Land, die wenigen Bäume, die etwas weiter zurück standen, beugten sich und ächzten unter ihrer Gewalt, nur der alte Sarazenenturm stand trotzig still. Manuel eilte dem Dorfe zu. Es fing an zu regnen; kalte Tropfen schlugen ihm ins Gesicht.

Durchnäßt und vom Winde zerzaust, kam er im Hause seines Vaters an, und wenn in der Barbierstube außer einigen alten Schemeln und zerbrochenen Spiegeln nichts Besonderes zu finden war, so schützte sie doch vor Regen und Wind.

„Manuel," rief ihm die Mutter zu, „wo bleibst du so lange? Deine Suppe ist kalt."

Er erwiderte nichts. Verdrossen schaute er die Suppe an. Erbsen gab es wieder einmal, wie so oft. Sie waren so hart, daß man Sperlinge damit hätte schießen können. Aber nicht nur die Suppe, alles in der Stube widerte ihn an. Er war ja kein Säugling mehr, der sich mit Seifenschaum oder der Milchflasche, die ihm die Mutter gab, vergnügte. Seit er im Alkasar gesehen, wie ein Mensch wohnt, und Berarda ihm erzählt, wie Menschen leben, gefiel es ihm in der Barbierstube nicht mehr, und die Ervilhas — die Erbsen — verwünschte er. Manuel war undankbar wie alle Menschen. In der elenden Stube hatte er die Zeit der größten Hilflosigkeit seiner Kindheit verlebt, und auch jetzt fand er dort noch Nahrung für seinen Hunger. Seit er jedoch von seiner Zukunft träumte, versank alles Vergangene. Er lebte nur noch in der Welt, die er aus Büchern kennengelernt. Er sehnte sich nach der großen Welt, darum behagte ihm die kleine nicht mehr.

Feinfühlig und von ungewöhnlicher Empfindsamkeit, wie seine Mutter war, empfand sie seit langem die Veränderung, die mit ihrem Jüngsten vor sich ging. Wie man das häufig trifft, war Manuel, als der Jüngste vieler Geschwister, der Liebling seiner Mutter. Seinen sieben Geschwistern galt nicht die Hälfte jener Liebe und zärtlichen Sorgfalt, die Manuel von Dona Astrida genoß. Er war ja aber auch der Hübscheste von allen, und wie das nun einmal in der Welt ist, der Undankbarste.

„Ich weiß nicht, was mit Manuel ist," sagte Dona Astrida zu ihrem Mann, der sich in der Küche am Feuer wärmte, „er ist gewiß krank."

„Was soll ihm denn fehlen?" fragte Don Luiz und rauchte ruhig seine Pfeife weiter.

„Er ißt nichts, er redet nichts, sieht blaß aus und spricht im Schlaf."

„Was spricht er denn im Schlaf?"

„Er schwatzt allerlei wirres Zeug, man versteht es nur schlecht. Aber neulich in der Nacht habe ich aufgepaßt, und da hörte ich, daß er ‚Liberdade' oder ‚Avenida da Liberdade' sagte. Weißt du, was das heißen soll?"

„Die Avenida da Liberdade ist eine Straße in Lissabon, in der Graf Morales sein Haus hat."

„Was hat Manuel damit zu schaffen?"

„Ich weiß nicht. Aber seit der Junge auf dem Alkasar droben war, ist er wie verhext und verdreht. Du mußt ihm mal ordentlich den Kopf waschen! Das verdammte Bücherlesen hat ihm das Hirn verwirrt. Er dünkt sich ein großer Herr und will nichts von der Arbeit wissen."

„O himmlischer Vater, der arme Junge! Wie kannst du so grob von ihm reden, Luiz. Wer weiß,

ob er nicht gescheiter ist wie wir alle zusammen, und ob er nicht einmal ein vornehmer, hoher Herr wird."

„Du singst immer dieselbe Melodie von deinem Manuel. Der Junge will nichts Rechtes tun, das ist es. Laß ihn nur tüchtig arbeiten, dann werden ihm die Hirngespinste schon vergehen."

„Und du weißt nichts als das, Luiz. Arbeiten, arbeiten und nichts als das. Es gibt aber noch eine andere Art, sein Glück zu machen."

„Für uns nicht."

„Manuel ist zu gut für eure Arbeit. Schau nur sein Gesicht an. Sieht er nicht aus wie ein feiner Mann? Wenn ich nicht wüßte, daß ich seine Mutter und du sein Vater bist, ich würde ihn für einen Prinzen halten."

„Weil er nichts tut und du ihm dazu hilfst."

„Ich? Ich? Ja, komme mir nur! Als ob ich ihn in Schutz nähme! Don Felipe hat ihm den Floh ins Ohr gesetzt. Er hat es mir selbst gesagt, nie hat er einen besseren Schüler, einen geschickteren und lerneifrigen Jungen unterrichtet. Habe ich ihm vielleicht schon ein Geschenk gemacht wie die Condessinha vom Schloß?"

„Die Condessinha? Was redest du da?"

„Jawohl, die Condessinha Eslava hat ihm ein Geschenk gemacht. Er hat es mir selber erzählt. Ein altes Familienerbstück hat sie ihm gegeben. Er trägt es immer bei sich. Das widerfährt nicht dem ersten besten. Wer weiß, was noch geschieht."

„Schwatze nicht so dummes Zeug. Du machst den Jungen noch ganz verdreht. Sieh lieber nach den Ziegen! Hörst du nicht, wie der Sturm braust? So lange ich denken kann, hörte ich noch keinen so heftigen Sturm.

Wie die Brandung donnert! Sieh nach, daß den Ziegen nichts geschieht!"

Dona Astrida hätte gern noch weiter über die Zukunft ihres Jüngsten geredet, aber der Sturm tobte so furchtbar, daß man kaum mehr verstand, was gesprochen wurde. Sie verließ die Stube, um nach den Ziegen zu sehen, die neben dem Haus in einem Stall untergebracht waren, der bedenklich windschief dastand. Aber einige alte Korkeichen, die davor standen, boten einigen Schutz.

Der Sturm toste die ganze Nacht hindurch und brauste auch am folgenden Morgen ungestüm und heulend weiter. Der Strand von Paradelha war leer. Die Leute blieben in ihren Hüttchen, kein Mensch wagte sich in das Unwetter hinaus.

Manuel hatte die ganze Nacht nicht geschlafen. Sinnend und träumend warf er sich auf seinem Lager hin und her. Was Berarda ihm gesagt hatte, ging ihm nicht aus dem Sinn. Ueberall sah er Geld, den lockenden Versucher, dem sich alle Pforten öffneten, dem die Welt zu Füßen lag.

Als der Morgen graute, sprang er vom Lager auf und zog sich an, um auszugehen. Die Unruhe trieb ihn fort. Statt ihn zu schrecken, lockten ihn Sturm und Unwetter ins Freie. Wenn es stürmte und tobte, dann wurde ihm wohl.

„Wohin willst du, Manuel?" fragte ihn die Mutter erschrocken.

„Ich will nach unserer Barke sehen, ob der Sturm ihr nicht geschadet hat."

„Ihr wird nichts geschehen sein. Sie liegt ja hinter dem Turm."

Manuel ließ sich nicht abhalten. Er ging. Als er vor der Hütte stand, konnte er sich kaum aufrecht halten. Er brauchte alle Kraft seines jungen sehnigen Körpers, um vorwärts zu kommen. Am Strande sah es wüst aus. Wurzeln, die der Sturm da und dort abgerissen, Felsstücke, Meeralgen, Muscheln, tote Fische, und was das bis in die Tiefe aufgewühlte Meer ausgeworfen, lag im bunten Durcheinander umher. An dem Fels, auf dem der Alkasar stand, spritzten die Wellen zerstäubend in weißen Gischtmassen auf. Manuel blickte hinauf nach dem Schloß. Es stand sicher und geschützt. Schloß und Felsen trotzten wie seit Jahrhunderten auch diesmal Sturm und Wellen. Graf Morales war ja längst wieder fort und mit ihm Condessinha Eslava; sie wohnten um diese Zeit in Lissabon. Manuel wußte das von dem Guardian des Schlosses, dem alten Don Mathias, der sein Freund geworden war, seitdem Eslava ihm den Doch geschenkt. Manuel sah am Strand von Paradelha weit und breit keine Seele. Die Barken waren alle schon am Vorabend hochgezogen, und das Meer tobte in seiner grausigen Gewalt über die Ufer hin.

Nur der alte Turm stand als einziges Hindernis der Wellen dicht am Ufer. Nicht wegen der Barke zog es ihn zum Strand, denn die lag an der Ostseite des Turmes, für Wind und Wellen unerreichbar. Aber in der letzten Zeit war er oft in dem alten Mauerloch gewesen, wenn er ganz allein sein wollte und seinen Träumereien nachhing. Seit er von dem Gedanken besessen war, ein anderes Leben führen zu können, spielte der alte Turm eine besondere Rolle in seinen Phantasien. Vor vielen Jahren, als Manuel noch ein Kind war, hatte seine Mutter oft zu ihm gesagt: „Ach, wir Aermsten,

das ist unser einziges Erbe," und dabei auf die Turmruine gezeigt. Das war ihm im Gedächtnis geblieben. Seine Mutter war, ohne es zu wissen, einer uralten, sagenhaften Ueberlieferung gefolgt; demnach sollte alles aus der Maurenzeit Stammende Eigentum der Zigeuner sein, die sich als Nachkommen der Mauren bezeichneten. Nach dieser Ueberlieferung beanspruchen die Zigeuner von Granada auch heute noch den Albaicin und die Alhambra als ihr Eigentum, und die spanische Regierung mußte diese Ansprüche oft bekämpfen. Ein Prozeß um den Albaicin bei Granada — hart an der Alhambra gelegen — ist vor einigen Jahren zugunsten der Zigeuner entschieden worden. Sie bezahlen für ihre Höhlenwohnungen auf dem Albaicin keine Miete.

Der Glaube, daß der alte Turm das Erbe seiner Familie sei, war Manuel in Fleisch und Blut übergegangen, und da das Erbe wertlos war, so gab es niemand, der dagegen Einspruch erhoben hätte. Das war der Grund, weshalb sich Manuel zu der alten Ruine mehr als andere hingezogen fühlte.

Als er an diesem Morgen atemlos und vom Sturme zerzaust bei dem Turme ankam, sah er sofort, daß eine große Veränderung dort geschehen war. Der Sturm hatte hier seine ganze Gewalt gezeigt. An der Westseite, wo die Wogen am wildesten wühlten, war das Gemäuer durchwaschen, so daß das Meerwasser in dickem Schwall durch das Loch in den Turm eindrang und, Steine und Geröll mit sich führend, wieder zurückflutete, wenn die Brandung zurückfiel. Das mußte sich stundenlang fortgesetzt haben. Das Loch war während der Nacht größer und größer geworden, und das eindringende Wasser mußte auch im Innern zerstörend wirken. Um das zu sehen, stieß Manuel die Holztür auf und erblickte

im Inneren des Turmes die erwartete Verwüstung. Die Wasser liefen strudelnd und plätschernd ein und aus, der Treppenansatz war völlig eingestürzt, ein großes, brunnenähnliches Loch im Fußboden war entstanden, vielleicht auch ein Raum, der darunter sein könnte, freigelegt; man konnte durch die Oeffnung hinein sehen, wenn die Brandung zurücktrat und das Loch wieder überflutet war, wenn eine neue Welle zurückschoß. In diesem wühlenden Hin und Her war während der Nacht ein etwa metertiefes und meterbreites Loch entstanden. Plötzlich stutzte Manuel. Was sah er da? Was war durch die Macht des wilden Elementes freigelegt worden? Aus seinem jahrhundert- oder jahrtausendalten Grabe herausgerissen?

Manuel trat näher. Er achtete nicht, daß ihn das Wasser vom Kopf bis zu den Füßen durchnäßte, gleichgültig war er gegen den Schutt und Schmutz, der ihn umspülte. In dem Loche stand, noch halb unter Trümmern verborgen, ein rechteckiger Gegenstand, ein Kasten oder eine Kiste, vielleicht aus Eisen. Ein großes Hängeschloß war noch daran zu sehen, alles verrostet, mit Erde und Steinen überzogen, die eine feste Kruste bildeten. Manuel stand bis an die Brust im Wasser. Er merkte es nicht. Er zog und schob, drückte und schlug an dem Fund herum, er kämpfte mit Gefahr seines Lebens gegen das eindringende Wasser, das ihn immer wieder von neuem zu überschwemmen und zu ersaufen drohte. Es befiel ihn wie Raserei und Verzweiflung, er erschien sich wie im Kampf mit Geistern und Dämonen, die ihm den Schatz, seinen Schatz, entreißen wollten, im Kampf um Glück und Zukunft.

Was war das? Da schwamm es wie Gold in dem trüben, schlammigen Wasser. Gierig faßte er da-

nach, damit die hin und her rollenden Wogen es ihm nicht wieder entreißen konnten. Eine Armspange — vielleicht hundert oder tausend Jahre alt. Und dort goldene Münzen, die im Schlamm lagen; wenn das Wasser zurückkehrte, mußten sie wieder weggespült werden. Manuel raffte das Gold zusammen. Woher kamen die Goldstücke? Es mußte in der eisernen Lade eine Oeffnung sein, vielleicht war sie vom Rost durchgefressen oder durch die heftigen Bewegungen beim Anstoß an das Gestein entstanden.

Endlich sah Manuel ein, daß er sich gegen die immer mit neuer Wut durch die Mauer in den Turm eindringenden Wassermassen nicht aufrecht halten konnte, sie stiegen höher und drohten ihn umzuwerfen. Er sprang aus dem Loch heraus und sah zunächst zitternd und atemlos in das gurgelnde Loch. Was mußte er tun? Wenn es ihm gelang, den Zufluß des Meerwassers zu verstopfen, so war schon viel erreicht. Er hätte dann leichter und ungestörter die Lade herausschaffen können. Es mußte gelingen, denn sonst trugen die Wellen Schmuck und Münzen davon und verrieten dadurch ein Geheimnis, das er bis jetzt allein kannte. Niemand sollte davon erfahren. Rasch mußte er handeln, damit er bei seiner Arbeit nicht gestört, damit sein Geheimnis nicht verraten wurde. So ging er denn ans Werk. Schwere Steine, die genug umherlagen, wälzte er vor die Maueröffnung, und schon nach wenigen Minuten war die Mauer so weit geschlossen, daß nur noch wenig Wasser durchdrang. Nun hätte er wieder in der Grube an der Kiste arbeiten und sie freilegen können. Aber was dann? Wohin damit? Jetzt, wo es draußen immer heller, immer mehr Tag wurde? Was sollte er tun? Und was mußte zunächst geschehen?

Die Sorge um seinen Fund fing bei Manuel Moreno zeitig an. Wie konnte er unbemerkt die Schätze in Sicherheit bringen? Am besten war es wohl, er warf die Grube, die das Meer gewühlt, wieder zu. Wo die Lade so viele Jahrhunderte geruht, konnte sie auch noch Stunden oder Tage sicher liegen, bis sich Gelegenheit bot, sie zu bergen.

Er warf Steine und Schutt in die Grube und suchte alles wieder in den Zustand zu bringen, wie es vorher gewesen war. Dann verließ er den Turm und sah sich um. Die Sonne ging eben auf, und es schien, als wenn der Sturm vorübergehen würde. Einige Fischer erblickte er in der Ferne am Strand, die nach ihren Barken sahen. Was er eben erlebte, hätte er für einen seiner unsinnigsten Träume halten können, wenn er nicht die Armspange und acht oder zehn Goldmünzen, die er in seiner Schärpe verborgen, an seinem Körper fühlte.

„Wie siehst du denn aus, Manuel?" rief ihn jemand an.

Wie ein ertappter Dieb wandte er sich um und sah seinen Bruder Guilherme. „Ich bin ins Wasser gefallen."

„Du zitterst und siehst aus wie der Tod! Mach, daß du heimkommst."

Manuel überlegte. Sollte er seinem Bruder das Geheimnis anvertrauen? Den Fund teilen mit ihm? Aber der schwatzte vielleicht. Guilherme hielt sich zu seinem Vater. Und dann kämen alle anderen und forderten; das wären zehn Teile gewesen. Manuel wollte alles für sich behalten. Sollte er jetzt fortlaufen?

„Die Sonne wird mich wieder trocknen," sagte er unbefangen.

„Geh heim und laß dir ein trockenes Hemd geben, ehe du das Fieber bekommst."

Manuel war nahe daran, sich verdächtig zu machen. Schon sah ihn sein Bruder aufmerksam von Kopf bis zu den Füßen an. Und wenn er wirklich krank werden sollte, was konnte während der Zeit geschehen. Er fühlte, wie ihn der Frost überlief. „Komm mit, Guilherme!" sagte er.

„Ich muß nach den Körben sehen. Wenn der Sturm vorüber ist, müssen wir auf den Fang. Der Sturm hat die Langusten aufgestört. Das gibt einen guten Fang. Geh nur allein. Geh!"

Damit schritt Guilherme den Strand hinauf, wo die Langustenfallen an einer Leine im Winde taumelten. Langsam und sich wiederholt umsehend, wandte sich Manuel dem Hause zu. In schwerer Sorge schritt er heim, aber es ging nicht anders. Die Mutter rief von weitem, als sie ihn sah: „Heilige Madonna, nur rasch ins Bett. Wie kannst du bei solchem Wetter fortlaufen? Denkst du gar nicht an dich? Und an mich?"

„Es ist nichts, Mutter. Ich bin . . ."

„Sei still! Herunter mit den nassen Kleidern. Was ist denn mit der Schärpe? Gib her!"

„Laß nur," sagte er rasch und rollte die Schärpe zusammen; sein Fund sollte ihn nicht verraten. Da rollte eines der Goldstücke klimpernd über den Boden.

„Manuel, bei allen Heiligen!" rief Dona Anrida; geheimnisvoll fragte sie: „Was ist das —? Gold? — Wahrhaftig Gold . . ."

„Mutter, bei allem, was dir lieb ist, sage kein Wort. Hörst du?" rief er ihr leise zu, „behalte es, wenn du willst, aber verrate mich nicht, sprich keine Silbe! Du machst mich unglücklich, wenn du plauderst."

„Ich will schweigen. Ah, ich weiß schon. Ist es von der Condessinha?"

„Ja. Aber sage nichts. Schwöre es mir.“

„Mein guter Manuel. Meinst du, ich bin dumm? Du kennst deine Mutter schlecht. Ich lasse mir die Zunge herausreißen, ehe ich ein Wort sage, das ich nicht sagen will, beim heiligen Ildefonso! Ich verrate dich nicht, Manuel. Sei ruhig.“

Dona Astrida brachte ihren Liebling zu Bett, holte ein trockenes Hemd, küßte ihn zärtlich.

Aber länger als zwei Stunden konnte sie Manuel doch nicht festhalten.

„Laß mich nur, Mutter!“ drängte er auf sie ein, „jetzt ist es Zeit, zu handeln. Jede Minute ist kostbar. Fürchte nichts für mich. Was du auch siehst und hörst, was auch die Leute sagen, glaube nichts. Glaube nur mir. Wenn du hörst, ich sei verschwunden oder ich sei tot, laß sie schwatzen. Tote verfolgt man nicht und belästigt man nicht. Halte Guilherme heute nacht zu Hause. Ich muß allein aufs Meer. Hörst du?“

„Manuel,“ flüsterte Dona Astrida bang und ängstlich, „was hast du vor? Sage, was du tun willst. Ich sterbe sonst vor Angst.“

„Man stirbt nicht vor Angst, sonst wäre ich schon lange tot, und was du nicht weißt, wirst du nicht verraten.“

„Ah — wirst du die Condessinha sehen?“ fragte die Mutter, als ob ihr plötzlich ein Licht aufgegangen wäre.

„Lebe wohl. Ich komme gegen Abend noch einmal zurück. Ich brauche ein Segel. Kannst du das alte Segel vom letzten Winter noch einmal herrichten? Es fehlten ein paar Ringe und Schleifen daran.“

„Ich will es richten. Verlaß dich darauf.“

„Aber laß dir nichts merken, daß ich es brauche. Kein Wort. Niemand darf wissen, daß ich heute nacht allein fahre.“

„Willst du fischen?“

„Frage nicht, Mutter, und sage nichts. Wenn du mich lieb hast, so schweige nur diesen einen Tag. Es geht um mein Heil und um mein Glück. Wenn du plauderst, machst du mich unglücklich. Adeos!“

Sie ließ ihn laufen, weil sie ihn doch nicht halten konnte. Noch nie in ihrem Leben hatte sie ihren Jüngsten so erregt und unstet gesehen, und weil sie, wie wohl alle Mütter, die in ihre Söhne verliebt sind, an seine Verheiratung dachte, so glaubte sie, es handle sich um eine Liebesgeschichte, um ein Zusammentreffen mit Eslava, um eine Entführung, um ein Geheimnis, von dem nicht geplaudert werden darf. Ihr Herz schlug heftig, während sie das alte, sturmzerfetzte Segel heraussuchte und flickte. Dona Asirida war auch einmal jung gewesen. Und sie liebte ihren Jüngsten. Schlug sein Herz, so pochte auch das ihre, wie der alte Wein im Fasse gärt, wenn draußen die Rebe blüht.

Hundert Schritte vom Hause des Barbiers ragten einige uralte mächtige Korkeichen aus dem sonst kahlen Sandstrand von Paradelha in die Höhe. Der Boden, auf dem sie standen, war etwas erhöht, so daß man von dort den ganzen Strand übersehen konnte. Dahin ging Manuel zunächst. Er überblickte von hier aus den Turm und seine Umgebung und konnte sofort bemerken, wenn sich jemand der Ruine näherte. Lange Zeit sah er nichts. Es stürmte nicht mehr so stark; bis die Nacht kam, war das Wetter vorüber. Am Strand richteten die Fischer ihre Barken für die Nachtfahrt, die wie immer nach schweren Stürmen ertragreich zu werden versprach. Nur ganz in der Nähe lag eine Barke, die zum Schutz vor dem Sturm auf die Erhöhung gezogen war, wo auch die Korkeichen standen, und um die sich niemand zu

kümmern schien. Sie gehörte dem alten Andrejas, wie Manuel wußte, und da sein Hirn in fortwährender Aufregung sich mit immer neuen Plänen beschäftigte, so stieg er endlich hinunter nach dem Hause des alten Mannes, um zu sehen, weshalb er seine Barke nicht zur Ausfahrt herrichtete.

Dabei besah er sich das Boot sehr genau. Es war etwas schwer und deshalb wohl nur mühsam auf dem Meer zu beherrschen. Auch befanden sich da und dort rissige Stellen, aber ohne daß es dadurch leck geworden wäre. Die Segelvorrichtung war im Stand oder doch leicht herzurichten.

„Andrejas!" rief Manuel nach einer Weile laut, aber da er keine Antwort bekam, ging er nach dem nahen Hause des Fischers, der ihm gerade, als er es betreten wollte, hustend und keuchend, auf einen Stock gestützt, entgegenkam.

„Du bist's?" begrüßte ihn der alte Mann.

„Fahrt Ihr heute nicht aufs Meer?" fragte Manuel.

Andrejas hustete lange und heftig, so daß er ganz außer Atem kam.

„Es ist aus mit dem Meerfahren."

„Leiht mir Euer Boot für heute nacht. Wir machen Halbpart."

„Ehrlich?" fragte Andrejas vorsichtig; dann setzte er sich auf die Steinbank vor dem Hause.

„Bei der Madonna und allen Heiligen! Ihr selbst sollt teilen." Streit um den Fang war bei solchen Gelegenheiten herkömmlich, und der alte Andrejas befürchtete deshalb auch, von dem jungen Moreno betrogen zu werden. Aber schließlich willigte er ein, und Manuel ging sofort daran, die Barke seeklar zu machen. Die Ruder wurden eingehängt, das Steuer, die Segelvor-

richtung in Ordnung gebracht, an gewissen Stellen, wo es not tat, geteert, Wasser, Brot und Speck herbeigeschafft. Das brauchte natürlich längere Zeit.

Andrejas schaute dem jungen Mann zu. „Du nimmst ja so viel mit, als wolltest du vier Wochen wegbleiben," sagte er.

„Vorsicht ist immer gut! Meer bleibt Meer," erwiderte Manuel. Bei seiner Arbeit ließ er den Turm nicht aus den Augen, und einmal, als Guilherme sich in der Nähe zu schaffen machte und in den Turm eintrat, lief er in mächtigen Sätzen, so schnell ihn seine Beine tragen wollten, hinzu, um zu sehen, was sein Bruder vorhatte.

„Es fehlt ein Ruder," sagte Guilherme, als er Manuel bemerkte.

„Sie wären alle fort, wenn ich nicht beizeiten das Loch verstopft hätte, das das Meer in die Mauer gerissen hat," sagte Manuel. Guilherme sah sich im Turm um. Manuel stand wie auf Kohlen. Das Wasser drang noch immer durch die Mauerritzen in den Turm ein, aber es besaß nicht mehr die Kraft, zu spülen und zu waschen, wie vorher. Manuel trat wieder in den Sumpf und suchte auch die kleinen Löcher, so gut es ging, zu dichten. „Hier ist das Ruder nicht, wie du siehst," rief er seinem Bruder zu.

Dann ging Guilherme.

Noch einmal übersah Manuel das Innere des Turmes und betrachtete die Stelle, wo in der Nacht das Loch entstanden war. Er fand es noch so, wie er es am Morgen verlassen. Eine Pfütze stehendes Wasser hatte sich darauf gesammelt, vielleicht, weil sich das Erdreich, das er hineingeworfen, etwas gesenkt hatte.

Wenn doch die Nacht schon da wäre, dachte er. Konnte er die Kiste auf dem Boot bergen, dann erst würde er wieder ruhiger werden. Die Angst vor zufälliger Entdeckung verließ ihn keinen Augenblick.

Trotz aller Erregung besorgte er aber doch alles Nötige für die Bergung der Lade mit größter Sorgfalt. Eine Hacke mußte er haben, und Rollhölzer, wie sie die Fischer zur Beförderung der Boote auf dem Lande brauchten, brachte er unauffällig in der Nähe des Turmes unter. Denn die Kiste konnte zum Tragen vielleicht zu schwer sein. Altes Netzwerk, Borken von den Korkeichen zum Verhüllen und Verbergen im Boot und beim Ausladen, zwei alte Blechfässer, wie sie das Meer von Zeit zu Zeit in Paradelha anspülte, verstaute er in der Barke des alten Andrejas. Damit wollte er die Lade ausbessern, wenn seine Vermutung, daß sie irgendwo durchlöchert sein sollte, sich als richtig erwies. „Vorsicht ist immer gut," antwortete er dem Alten, der ihn deshalb befragte, „dein alter Kahn kann bersten, und ich kann nicht schwimmen."

Der Sturm flaute immer mehr ab, und gegen Abend war die Brandung am Ufer nur noch schwach, so daß es die Fischer wagen konnten, in das freie Meer hinauszufahren. Manuel hatte das Boot des alten Andrejas bis an den Turm gebracht; es lag kaum zwanzig Schritte davon still. Seine Brüder zankten mit ihm, weil sie das Abkommen, das er mit dem alten Andrejas getroffen, für unvorteilhaft hielten.

„Fahrt nur zu," sagte Manuel. „Ich fahre allein. Ich will nicht immer in dieselben abgefischten Löcher fahren. Ich weiß einen Ort, wo die Langusten nicht nur zahlreicher, sondern auch größer und schöner sind; ich will doch einen besseren Fang machen als ihr, selbst wenn ich Andrejas die Hälfte geben muß."

Seine Brüder fuhren fort. Manuel sah ihnen zu, wie sie abstießen. Plötzlich kam ihm der Gedanke: „Wirst du sie auch wiedersehen? Und wann? Und wo?" —

Tränen stiegen ihm in die Augen. Aber es war schon dunkel, und sie sahen es nicht. Dann raffte er sich auf. Jetzt war nicht Zeit zu solchen Bedenken. Er ging in den Turm.

Der Strand wurde immer leerer, und die Dunkelheit nahm zu. Der Wind sprang unbestimmt nach Westen und Südwesten um. Als Manuel nach einer knappen Stunde wieder aufgeregt aus dem Turm heraustrat, lag alles um ihn her stumm und einsam da. Die Mondsichel erschien zwischen den noch immer eilig am Himmel hinziehenden Wolken tief im Westen. Es konnte etwa zehn oder halb elf Uhr sein.

„Fort, fort!“ murmelte er. „Jetzt ist die Stunde da.“

Gleich darauf erschien er mit einer schweren Lade, deren Durchmesser etwa einen halben Meter betrug. Er brachte sie mit äußerster Kraftanstrengung ins Boot. Horch! Fiel da nicht etwas? Er nahm sich nicht Zeit, nachzusehen. Fort, nur fort! Altes Netzwerk und Rindenstücke der Korkeichen breitete er über die Lade im Boot aus. Dann stieß er ab, und mit wenigen Ruderschlägen war er in der ungeheuren Weite der dunklen Meeresflut verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)



Spielzeug und Kinderspiel im Brauch der Völker

Von Cornils Anders

Mit 15 Bildern

Das Kind lebt neben der Wirklichkeit, die es umgibt, in einem glücklichen Traumlande. Sein Reich ist die weite Welt der Phantasie. Und doch ist auch dieser Tummelplatz der kleinen Geister nicht schlechthin schrankenlos, denn die jugendliche Einbildungskraft entnimmt ihre gesamten Anregungen der jeweiligen Umgebung. Der tiefwurzelnde Trieb zur Nachahmung alles dessen, was der Erwachsene treibt, nötigte die Kinder, solange Menschen leben, es ihnen spielend gleichzutun. Deshalb wandelten sich auch gewisse Spielzeuge im Laufe der Jahrhunderte, und am einschneidendsten vollzog sich dieser Vorgang in unserer Zeit. Solange es keine Eisenbahnen gab und die Frachten auf hohen mit Segeltuch überspannten Wagen auf den Landstraßen herbeigeführt wurden, wünschten sich Knaben Wagen und Pferde. In vergangenen Zeiten legte man die großen Strecken zu Pferde zurück. Noch Ostern 1490 ritt der junge Albrecht Dürer von Nürnberg nach Venedig, und noch im achtzehnten Jahrhundert machte ein anderer Künstler, Daniel Chodowiecki, eine größere Reise zu Pferd. „Das Kind ist der werdende Mann", lautet ein wahres Wort, und so versteht man leicht, daß in jenen Zeiten, wo Frauen und Männer reiten lernen mußten, auch die Sehnsucht der Kinder nach dem Besitz eines hölzernen Pferdchens gerichtet war; die kleinsten Knirpse suchten sich auf einem Steckenpferdchen zu tummeln. Das Schaukelpferd ist längst nicht mehr so beliebt bei unseren Kleinen, die sich heute eine Eisenbahn, womöglich mit „Dampfbetrieb", ein Flugzeug oder ein Luftschiff wünschen. Während

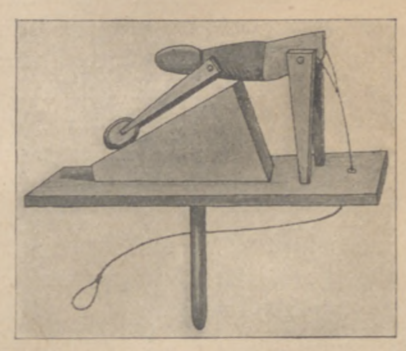
der Kriegsjahre verbrauchten unsere Knaben zahllose ausgeschriebene Schulhefte zur Anfertigung von mehr oder weniger geschickt gefalteten Flugzeugen. Als Montgolfier seine ersten Ballonfahrten machte, fertigten sich Knaben aus Seidenpapier kleine und große Ballone, in denen ein Licht brannte; in jener Zeit stiegen in einer Stadt oft Hunderte dieser Luftfahrzeuge fast gleichzeitig auf; ein heute vergessenes Spiel. Man mag über die mechanischen Spielwaren unserer Tage verdrießlich sein, die Beschäftigung damit als geistlos bezeichnen, sie sind deshalb doch aus der Entwicklung nicht wegzudenken, und es wird sicher dahin kommen, daß sie den Reiz für die Jugend ebenso verlieren werden wie andere Dinge, aus deren Besitz die Phantasie keine Nahrung mehr zieht, weil sie zu selbstverständlichen Erscheinungen im Leben geworden sind. Der Einfluß der Umgebung, die Nachahmung des Tuns und Treibens der Erwachsenen in den Spielen der Jugend läßt sich auf der ganzen Erde, bei allen Völkern und Stämmen beobachten. Die Knaben spielen mit nachgeahmten Waffen und Gebrauchsgegenständen der Väter; später folgen Unterhaltungs- und Be-



Altägyptische Puppen, drei- bis viertausend Jahre alt.

wegungsspiele, von denen manche von frühester Kindheit bis ins Greisenalter beliebt bleiben. Auch das Stammesleben mit seinen Besonderheiten, der Nationalcharakter, politische Abneigungen und Feindseligkeiten kommen überall, wenn auch auf verschiedene Art, im Kinderspiel zum Ausdruck. „Spielend," sagt Ploß, „raubt sich der kleine Australier eine Spielgefährtin zur Braut, wie die Erwachsenen es wirklich tun, spielend tummeln sich Söhne und Töchter der Nomadenvölker schon im Kindesalter auf den Reittieren." Chinesenknaben eröffnen gern Buden und Pfandhäuser oder bestehen Prüfungen und erreichen das von den Erwachsenen angestrebte Ziel, die Würde und das Einkommen eines Mandarins; japanische Kinder geben mit Beachtung der komplizierten Etikette ihres Volkes Gesellschaft; die spanische und mexikanisch-spanische Jugend spielt mit Vorliebe Stierkämpfe; in Mexiko kommt ferner die Abneigung der Weißen gegen die chinesischen Einwanderer in Spielen zum Ausdruck, frühere Kriege zwischen einzelnen Stämmen der Völker dauern im Spiel der Jugend fort. Am weitesten über die ganze Welt verbreitet ist jedoch die Puppe, das liebste Spielwerk der Mädchen. In unseren Museen befinden sich drei- und viertausend Jahre alte Puppen, mit denen einst die Kinder der alten Aegypter gespielt haben. Am Nil war es zu jenen Zeiten frommer Brauch, dem Toten mit in das Grab zu legen, was ihm im Leben lieb und teuer gewesen war. In Gräbern der alten Stadt Theben fand man neben Kindermumien allerlei Spielzeug, darunter mit Kleie oder Binsen gefüllte Lederbälle. Auch das Reifentreiben war vor Jahrtausenden so beliebt wie heute. Auch gab es damals mancherlei aus Holz geschnitzte bewegliche Figuren, die der jungen Welt Freude machten; mit Hampelmännern, die ganz den unserigen glichen,

belustigten sich die kleinen Aegypter. Im Leydener Museum befindet sich ein Korn mahlender Mann, der seine Tätigkeit begann, sobald man an dem Faden zog; ein aus Holz geschnitztes, bunt bemaltes Krokodil bewegte den unteren Teil des Rachens. Puppen erhielten die kleinen Mädchen in der mannigfachsten Gestalt und Größe und in verschiedenster Art der Herstellung. Eine Puppe von Pappmasse, aus Papyrusblättern gefertigt, buntfarbig und teilweise vergoldet, mit Haaren aus Lehmkügelchen, befindet sich im Aegyptischen Museum zu Berlin. Ein unbekleidetes Püppchen mit Negertypus, ein sogenanntes Wickelkindchen, Holzdocken, aus Leder genähte Puppen mit beweglichen Armen und Beinen und langen Haaren sind das Entzücken der Kleinmädchenwelt zur Zeit des Pyramidenbaus gewesen.



Der „Kornmahler“, ein altägyptisches Spielzeug.



Das Krokodil mit beweglichem Rachen, ein Spielzeug der ägyptischen Jugend vor Jahrtausenden.

Auch die kleinen Mädchen der Indianer, Eskimos und Neger spielen mit allerlei wunderlich geformten Puppen. Manche darunter sind nicht als kleine Kinder, sondern als erwachsene Frauen, manchmal

als stillende Mütter kenntlich gemacht. Unser heutiges europäisches Empfinden fühlt sich dadurch allerdings fremdartig berührt, da wir uns das kleine Mädchen der Puppe gegenüber in der Rolle einer Mutter vorstellen. Solche „frauenhafte" Puppen besaßen aber auch die alten Aegypter, wie mehrere Gräberfunde bezeugen.

In Japan wird für die kleinen Mädchen alljährlich am dritten Tage des dritten Monats ein Puppenfest — Hina matsuri — gefeiert; an diesem Tage verwandelt sich das beste Zimmer des Hauses in eine große Puppenstube, und an diesem Festtage werden nicht die kleinen Holz- oder Tongeschöpfe, deren kugelrundes Kahlköpfchen nur mit einem einzigen Haarschopf geziert ist, und die wie richtige Kinder auf dem Rücken getragen werden, gefeiert. Georg Buschan*) beschreibt dies in folgender Weise: Es sind nicht die alltäglichen Spielgenossen der kleinen Mädchen, sondern kleine, kostbare, von Geschlecht auf Geschlecht überkommene Erbstücke in prächtigen Gewändern, von wirklichen Künstlern hergestellt, die ihre ganze Geschicklichkeit daran verschwendet haben. Solche Kostbarkeiten gibt es in jedem Haushalt in größerer oder geringerer Menge, die an diesem festlichen Tage aus den Truhen hervorgeholt und für drei Tage im besten Zimmer des Hauses auf einem aus fünf bis sechs Stufen bestehenden, mit purpurrotem Stoff überzogenen Aufbau zur Schau gestellt werden. Auf dem obersten Brett sitzen der Kaiser und die Kaiserin in alter prunkvoller Hoftracht, zu ihren Seiten die Minister; auf der zweiten

*) Georg Buschan: Die Sitten der Völker. Liebe, Ehe, Heirat, Religion, Aberglaube, Lebensgewohnheiten, Kultureigentümlichkeiten, Tod und Bestattung bei allen Völkern der Erde. Drei Bände. Verlag Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.



Japanisches Puppenfest.

Stufe stehen die Hofdamen, die das Amt der Erzmundschenkinnen ausüben und daher neben sich Gefäße und Geräte zum Darreichen des Reisweines haben. Eine weitere Gruppe bilden die drei Zecher; einer mit lachendem, der andere mit zornigem und der dritte mit weinendem Gesichtsausdruck. Dann folgen die Hof-



Puppen der Joruba in Westafrika.

musikanten mit Pauke, großer und kleiner Trommel und Flöten und andere Angehörige des Hofes. Außerdem finden noch hervorragende Gestalten der japanischen Götterwelt und der Heldengeschichte und Sage Aufstellung, darunter ein greises Ehepaar als Sinnbild des häuslichen Glückes und ehelichen Friedens. Schließlich folgen noch allerhand kleine, kunstvoll aus Lack angefertigte Haus-, Küchen- und Toilettengegenstände, wie sie zum täglichen Hofgebrauch nötig sind, eine Sänfte, ein von Ochsen gezogener Wagen, eine Kommode, ein Unter-

haltungsspiel, Musikinstrumente und ein Spiegel, das Sinnbild der Frauenseele nach japanischer Auffassung. Da diese Gäste auch bewirtet werden müssen, so stehen auf der untersten Stufe des Gestells noch Eßgeräte und allerlei Trinkgefäße mit Wein und Kuchen. Alle diese Gegenstände erhalten die Kleinen von ihren Verwandten und Freunden geschenkt; mitunter sind diese Spielsachen sehr kostbar. Diese kleinen Wunderwerke werden von den entzückten Kindern als „geehrte Frau Puppe" angeredet, was angesichts ihres Wertes nicht wunder nimmt. Je wohlhabender eine Familie ist, um so prunkvoller ist der Puppenschatz eines japanischen Hauses; ärmere Leute begnügen sich an diesem Festtage mit aus Papier geschnittenen oder auch auf ein Hängebild — Kakemono — gemalten Puppen. Bei der Heirat der ältesten Tochter wandern die Puppen mit und werden weiter an die Enkel vererbt. Schon tagelang vorher, ehe das Hina matsuri beginnt, befindet sich das Töchterlein in freudigster Erregung; mit feierlichem Ernst entnimmt die Mutter, die selbst noch gerne an den Freuden des hohen Festes teilnimmt, die Puppen samt allem übrigen Spielwerk ihrem Versteck und trifft in emsigster Tätigkeit alle nötigen Vorbereitungen zur schönen Feier. Um die Verehrung, die man der „geehrten Frau Puppe" erweist, zu kenn-



Puppen der Joruba in Westafrika.

zeichnen, führt Dr. Müller, der lange als deutscher Konsul in Japan weilte, die Worte eines anderen Europäers an, der einmal eine kleine Japanerin gefragt habe, wie es denn möglich sei, daß eine Holzpuppe leben könne, und die Antwort erhalten habe: „Hab' sie nur einmal recht lieb, dann wird sie gewiß leben."

Nach Buschan scheint das japanische Puppenfest aus einem alten shintoistischen Reinigungsfeste der Seelen, das am dritten März, am Limoni, dem ersten Tage des Schlangenmonats, stattfand, hervorgegangen zu sein. Seine ursprüngliche Bedeutung bestand darin, daß die Familienmitglieder sich an das Ufer des Flusses begaben, sich mit einem Stückchen Papier, dem der Priester durch Ausschneiden die rohe Form einer menschlichen Gestalt gegeben hatte, den Körper abrieben, im Glauben, damit ihre Sünden auf diese zu übertragen; die Knaben warfen ihre Puppen in den Fluß, die Mädchen aber bewahrten sie auf. Diese Papierpuppen nahmen später plastische Form an und entwickelten sich zu den sogenannten „Himmelssöhnen", das sind Puppen, die nach altem Volksglauben alles Unglück, das einer Frau während ihres Lebens, besonders auch in der Ehe, zustoßen könnte, auf sich nehmen. Anfänglich stellten die beiden obersten Puppen ein Ehepaar vor, um dadurch dem jungen, in Abgeschlossenheit lebenden Mädchen den Begriff der Ehe und Familie bildlich vor Augen zu führen.

Am Fest der Knaben — Tango-no-sekku — das am fünften Tage des fünften Monats gefeiert wird, fällt irgendwelchem Spielzeug keine bedeutsame Rolle zu.

Die Kinder der Naturvölker verwenden bei weitem nicht so viel Zeit auf Spiel und Vergnügen, wie die kleinen Europäer, da sie früh von den Eltern zur Mithilfe in allen täglichen Verrichtungen angehalten werden.



1. Puppe, aus Blättern geflochten (Indien).
2, 3, 4. Puppen aus Bakunda, Loango, Pangwe (Westafrika).
5. Tschuktschenpuppe. 6. Puppe aus Siam. 7, 8. Puppen der Eskimos.

Die Jungen zeigen sich gern mit kleinen Bogen und Speeren, die genau denen der Väter nachgemacht sind. Die selbstgefertigte Trommel scheint das liebste Spielzeug kleiner Neger zu sein, auch turnen sie an hölzernen

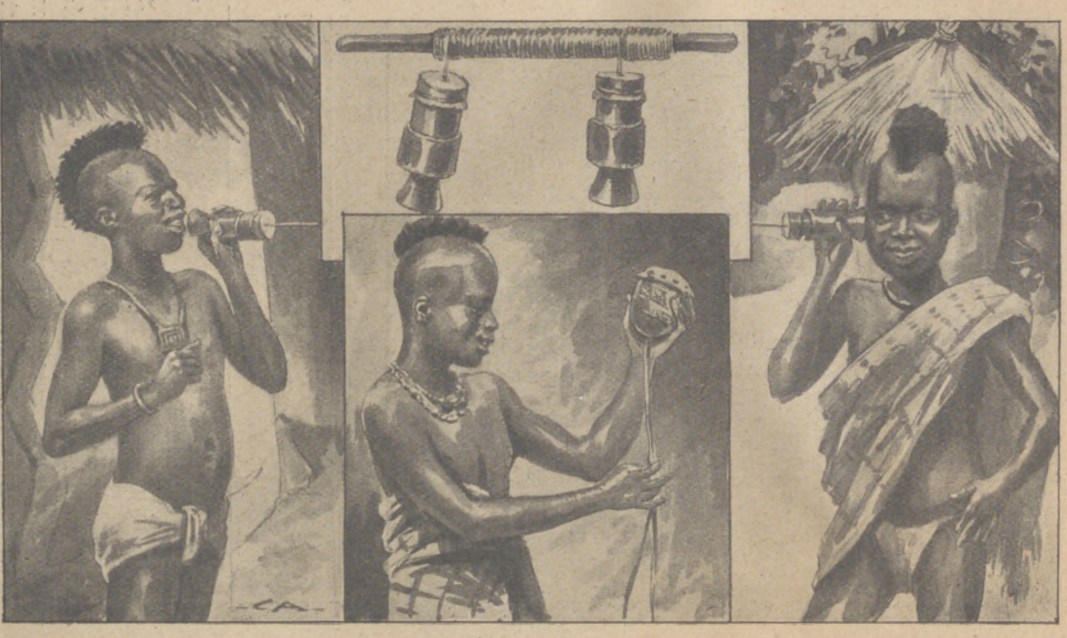
Spielgestellen im Walde. G. Teßmann schildert ein Hampelmännerspiel der Pangweknaben; die Figuren, Mann und Frau, sind aus Holz geschnitzt, mit an Knien und Hüften beweglichen Beinen. Statt der Arme hat der Künstler lediglich kleine hölzerne Oesen stehen lassen. Durch diese „Aermchen" der beiden Hampelleute wird eine Schnur gezogen; der Spieler setzt sich nun auf den Boden und legt sich die Schnurenden um je eine große und kleine Zehe, stellt die Figürchen einander gegenüber und läßt sie tanzen, indem er mit der Hand leicht außen an seine Oberschenkel schlägt und deren Bewegung auf die Zehen und damit auf das Spielzeug überträgt. Die kleinen Gestalten machen dabei anfänglich allerlei Verbeugungen und führen zuletzt eine regelrechte Prügelei auf. Beim Spiel wird ein Vers gesungen, der unserem „Seht den kleinen Hampelmann, wie er lustig hampeln kann" entspricht. Die Mädchen fertigen sich in roher Weise aus einem Bananenstamm Puppen und putzen sie mit Schnüren von bunten Bohnen und roten Fruchtkernen aus. Diese Puppen binden sie sich nach Mütterart auf den Rücken oder setzen sie auf die Hüfte. Von Zeit zu Zeit werden die „Kinder" gereinigt und mit einem kleinen Holzlöffel mit Lehm gefüttert. Aus dütenartig gedrehten Phryniumblättern machen sich die kleinen Mädchen drollige Mutterbrüste, die mit einer Schnur unter den Armen befestigt werden. Essensspiele sind bei Mädchen, Stelzenlaufen und Ringkämpfe nach bestimmten Spielregeln mit Unparteiischen bei den Jungen sehr beliebt. Ein von Professor Weule beschriebenes Spiel ostafrikanischer Negerknaben ist von den Engländern als Sport übernommen und von da aus als Diabolospiel auch nach Deutschland gekommen. Der Junge hält zwei durch eine Schnur verbundene Stöcke in den Händen;



Hampelmännerspiel der Kinder in Westafrika.

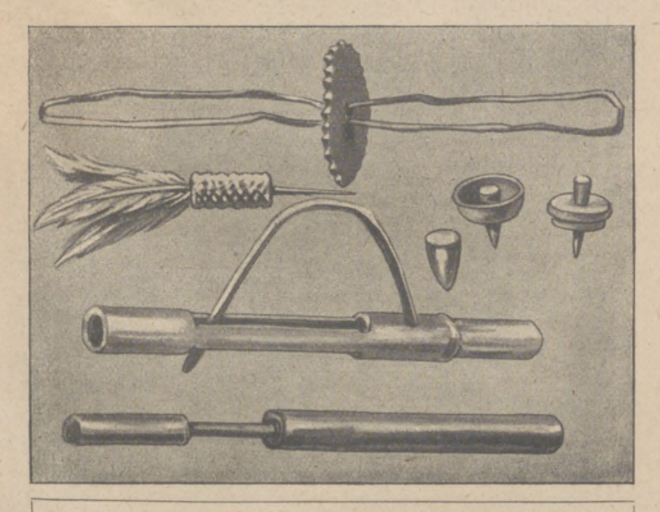
ein zylinderförmiger Holzklotz balanciert in einer Kerbe auf der Schnur; durch Hochstrecken des rechten und Seitwärtsspreizen des linken Arms fliegt der Klotz hoch in die Luft, um nachher wieder herunterzufallen. Die Kunst des Spielers zeigt sich darin, den Klotz sicher mit der Schnur aufzufangen.

Ein eigenartiges Lärminstrument machen sich kleine Neger aus einer mit einer Membrane überspannten ausgehöhlten Frucht; ein langer Grashalm führt von unten durch den Hohlraum und wird an der Membrane durch ein Querhölzchen festgehalten; wenn nun die Knaben mit angefeuchtetem Daumen und Zeigefinger an dem Halm herunterfuhren, ergab sich ein so infernalischer Ton, daß selbst die durchaus nicht nervösen Lastträger Weules schimpfend davonliefen. Um etwas Aehnliches scheint es sich zu handeln, wenn G. Bolinder von den Motilonesindianern Kolumbiens erzählt, daß ihr einziges Spielzeug aus schwach tönenden Zischern aus Fruchtschalen bestehe, die mit Wachs an einer Baumwollschnur befestigt sind. Originell ist auch das von Weule für Ostafrika und von G. Teßmann für Westafrika näher geschilderte Negertelephon. Zwei schön geschnitzte und gefärbte, mit sehr feiner Tierhaut einseitig bezogene Trömmelchen sind durch eine bis zu hundert Meter lange Schnur verbunden. Auf so große Entfernung soll das Spielzeug richtig funktionieren. Das von Teßmann beschriebene Telephontrömmelchen hat noch innen, etwas unterhalb des Trommelfells, eine Anzahl Stifte aus der Rinde des Raphiastengels, die durch die Wand gesteckt sind und das durch mehrere Knoten am Wegrutschen behinderte Schalltau festhalten. Die Trömmelchen dienen zugleich als Schallapparat und als Hörer, und die Kinder vergnügen sich damit auf den Dorfplätzen.



Negertelephon. In der Mitte „Waldteufel“.

Manche der einfachen Spielvorrichtungen hat man gleichzeitig auf weit voneinander entlegenen Punkten der Erde kennen gelernt. So den ausgehöhlten, teilweise geschlitzten Stock, aus dem man mit federndem Bügel kleine Geschosse wie Steinchen oder Fruchtkerne hinausschnellt; dieses Instrument findet sich in genau der gleichen Ge-



Die am weitesten verbreiteten einfachen Spielzeuge: Schwirrrad (Eskimos); Pfeil zum Scheibenwerfen; Kreisel (Ostafrika); Kindergewehr; Knallbüchse.

stalt in Norddeutschland, in Westafrika und bei Urwaldstämmen im Innern Brasiliens. Ein anderes Spielzeug ist die Schnur ohne Ende, mittels derer eine doppelt durchbohrte Scheibe in Drehung versetzt wird und dabei einen summenden Ton von sich gibt; auch dies Spielzeug norddeutscher Knaben ist gleichzeitig bei den kleinen Negern in Togoland, den Kindern der Zentraleskimos und



Soldat spielende Negerknaben.

bei Indianerkindern brasilianischer Waldstämme zu Hause. Ebenso kehrt das Blasrohr, mit dem man Holundermarkpfropfen hinausschnellt, der mit Federn besteckte Wurfpfeil, mit dem nach der Scheibe oder einem Gegenstand geworfen wird, bei den fernsten Völkern wieder. Das gleiche gilt von Nachahmungen der verschiedensten Musikinstrumente, die immer wieder auf mehr oder weniger originelle Art neu erfunden werden; so fertigen die Kinder in Innerafrika sich kleine Strohklaviere an, die mit einem Hämmerchen geschlagen werden; die Rohrhalme sind fest auf einen länglichen Rahmen gespannt, und sämtliche Halme sind nahe der Oberfläche in verschieden abgestufter Länge eingespalten. Einzelne saitenbildende abgespaltene Streifen werden durch zwischengeschobene Stäbe hochgehoben und straff gehalten.

Hasardspiele, Würfeln mit Kaurimuscheln und Früchten kommen überall vor, daneben gibt es aber auch harmlosere und sinnreichere Unterhaltungen, die an unsere Brettspiele erinnern, so das in Westafrika übliche Adispiel, ein Brett mit zwölf Fächern, das mit Maiskörnern gespielt wird, und bei dem es wie bei unseren Brettspielen darauf ankommt, daß man zuletzt das Feld behauptet. Eine Art Kartenspiel wird in Afrika mit etwa fünfzig kleinen Bastzöpfchen gespielt, deren jedes ein anderes künstlich geknotetes Ende aufweist.

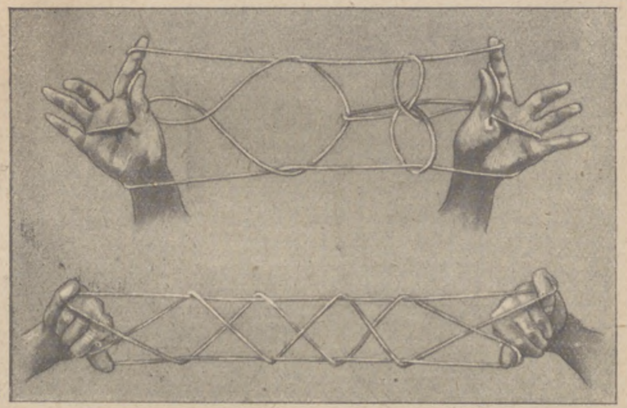
Einer mehr künstlerischen Unterhaltung geben sich die kleinen Haussa und Nupeknaben hin, wenn sie Reiterfiguren aus Ton modellieren, bemalen und mit bunten Tuchstückchen ausputzen. Diese sonderbaren Reiter sind immer nach einer offenbar feststehenden Formgebung gemacht, das Pferd hat merkwürdigerweise nur ein einziges, dafür umso dickeres Vorderbein.

Die Knaben der Maori und mancher Papuastämme,



Wettmalen von Muſtern im Sande bei den Papuas.

die bekanntlich künstlerisch und erfindungsreich veranlagte Ornamentzeichner sind, unterhalten sich mit Vorliebe damit, im festen, glatten Sand des Seestrandes Muster zu bilden; sie suchten sich gegenseitig in dieser Kunst zu überbieten. Wirkliche Kunstfertigkeit erfordern auch die in Afrika, Südamerika und im Südseegebiet heimischen Fadenspiele. Mit einem über die gespreizten



Fadenspiele (Palauinseln, Westafrika).

Handflächen gezogenen Faden bilden sie durch Drehen und wiederholtes Durchstecken der Finger allerlei Muster, die je nach der Geschicklichkeit des einzelnen in andere verändert werden können. Dieses Spiel erfordert ebensoviel Phantasie wie Handfertigkeit. Im nordöstlichen Australien werden dabei nach Professor Thilenius sitzende, stehende und fliegende Papageien und Tauben dargestellt. Gleichfalls Erfindungsgabe, Geschmack und Gewandtheit erfordert das Flechten von allerhand Tier- und Menschengestalten aus Streifen von Lontarblättern, worin die Kinder in Indien beachtenswerte Erfindungsgabe und

Handfertigkeit entfalten. Diese Kunst gab es früher auch bei uns. Ich kannte eine alte, seither verstorbene Dorffrau an der Ostsee, die in wirklich reizender Weise für ihre Enkelkinder alle nur denkbaren Tiere, Menschen, Häuser und Schiffe sehr niedlich aus Stroh flechten konnte.



Indianer beim Fadenspiel.

Unzählig sind die Bewegungsspiele, von denen wir manche den Wilden abgesehen haben; so geht das Tauziehen anscheinend auf ein Spiel der Papuajungen zurück. Bei diesem Wettspiel legt sich die eine Partei rücklings so auf den Boden, daß die Füße je eines Knaben dem Kopf seines Vordermannes nahe in ein gegrabenes Sandloch gestemmt werden. Die aufrechtstehend ziehende Gegenpartei hat die Aufgabe, die liegende in Sitzstellung zu zwingen. Durch die verschiedenartige Aufstellung der Parteien wird das Spiel abwechslungsreich, da sich dabei für jede Partei die Möglichkeit ergibt, allerhand Finten in An-

wendung zu bringen. — Ueber Ballspiele mit hockeystockähnlich gebogenen Keulen berichtete E. Nordenskiöld; sie sind bei den meisten Indianern Nordamerikas sowie bei mehreren Stämmen im Gran Chaco sehr gewöhnlich. Bei einigen Stämmen spielen die Knaben Ball, bei anderen daneben auch Jünglinge, Männer und sogar Greise. Nordenskiöld sah einmal einige fünfzig Indianer sich an einem solchen Spiel beteiligen und empfand den Wetteifer dieser nackten, wohlgebauten und gewandten Menschen, gut zu spielen, als das Schönste, was er im Chaco gesehen. Die beim Spiel angewandten Keulen sind zwei Meter lang oder kürzer, je nachdem sie für Erwachsene oder Knaben bestimmt sind. Einige Stämme wenden auch eine Art Schläger mit geflochtenem Ende an, noch andere benützen die Blattstiele einer Palme. Jede Partei hat ein Mal; diese sind, je nachdem Männer oder Knaben spielen und je nach dem Terrain, fünfzig bis zweihundert Meter voneinander entfernt; die besten Spieler stellen sich in der Mitte auf, die schwächeren werden als Malwächter angestellt. Ein Unparteiischer wirft am Anfang des Spiels den Ball zwischen die Spielenden, und nun gilt es, ihn in das Mal des Gegners zu befördern. Die Bälle sind aus Holz und oft etwas platt und scheibenförmig geformt. Das Mal besteht aus ringförmig in den Boden gesteckten Zweigen oder aus einer Erdgrube. Dieses Ballspiel mit ähnlichen Keulen und beinahe den gleichen Regeln wird von vielen Indianerstämmen Nordamerikas betrieben.

Seit die Beziehungen der Menschen aus den verschiedenen Weltteilen lebhafter geworden sind, wurden einzelne Bewegungsspiele fremder Naturvölker von Europäern übernommen. Leider kam es auch dahin, daß Neger-



„Hockey“ spielende Indianerjungen.

tänze bei uns Nachahmung gefunden haben. In den letzten Jahren machten sich, von Künstlerkreisen ausgehend, Bestrebungen bemerkbar, das Spielzeug unserer Kinder zu vereinfachen. Mit Recht betonte man, daß die allzu realistischen Erzeugnisse der Spielzeugfabriken der kindlichen Einbildungskraft keine lebendige Betätigung erlaubten. Im ersten theoretischen Eifer gingen diese Neuschöpfungen indes wohl doch zu weit; die Primitivität der meisten von Künstlern geschaffenen Spielzeuge war zu gesucht. Die richtige Mitte zwischen europäisch überkultivierten und negerhaft plumpen Formgebungen zu finden, wird die Aufgabe der kommenden Zeit sein. Durch allzu getreue Nachahmung der Wirklichkeit kann aber kein Spielzeug zustande kommen, an dem unsere Kleinen sich dauernd erfreuen könnten, denn diese verkleinerten, bis zur Lächerlichkeit genauen Abbilder des sie umgebenden Lebens und der mannigfachen Dinge des täglichen Gebrauches wirken wahrhaft lähmend und geisttötend auf die bewegliche Phantasie der heranwachsenden Jugend.



Immer dreizehn

Humoreske von Joseph Prüger

Der Landesgerichtsrat Ruppler saß behaglich im Lehnstuhl. Sein Tagewerk war getan, und er durfte sich erlauben, an die Freuden des morgigen Tages zu denken, wenn dies auch nicht völlig ohne leise Wehmut geschah, denn er stand vor seinem fünfzigsten Geburtstage. Wenn nun auch die Jahre der Mannesblüte hinter ihm lagen, so war er doch in bester Stimmung, denn er fühlte sich gar nicht als Kandidat des Greisenalters. Munter funkelten seine Augen hinter dem goldumrandeten Zwicker — er hatte sich selten so frisch und arbeitsfroh gefühlt wie in der letzten Zeit.

So mußte denn auch der heutige Vorabend seines Geburtstagsfestes, zu dem er seine Freunde eingeladen, recht fröhlich werden, und er dachte nicht daran, ihn mit Wehmut zu durchtränken. Es sei denn, daß einer von ihnen absagte. Ein leiser Schreck durchschauerte ihn bei dem Gedanken. Er war nicht in Vorurteilen befangen und durchaus frei von gröblichem Aberglauben — wenigstens seinen eigenen Worten nach —, aber in einem Punkte war er doch nicht frei von menschlicher Schwäche: er geriet in einen peinlichen Gemütszustand, wenn er sich in einer Gesellschaft befand, in der dreizehn Personen an einem Tische saßen. Er begann die Reihe seiner Gäste an den Fingern abzuzählen; mit ihm, seiner Frau und Tochter mußten an diesem Abend vierzehn zusammenkommen.

Zufrieden lächelnd erhob er sich und schritt in das festlich prangende Speisezimmer, in dem seine Gattin eben die herrlichen Rosen aus dem Garten auf der Tafel verteilte. Freudig gestimmt wollte er die würdige Dame seines Herzens mit einer jähen Umarmung beglücken, doch sie entzog sich der drohenden Gefahr trotz ihrer an-

sehnlichen Körperfülle fast jugendlich behend und warf ihm einen Blick zu, der nicht eitel Geburtstagsfreude schien.

Verdutzt blieb er vor ihr stehen und wollte eben fragen, was die vorwurfsvolle Miene zu bedeuten habe, doch sie kam ihm zuvor und sagte leise mißbilligend: „Du bleibst immer der gleiche, lieber Eduard. Du hast noch immer dein Alltagsgewand an und siehst nicht, daß ich schon längst zum Empfang unserer Gäste bereit bin, die jeden Augenblick kommen können!"

Hastig zog er die Uhr und murmelte: „Du hast recht, Mathilde, fast sieben, es ist unverzeihlich von mir. Doch wo ist Lisbeth?"

„Wo wird sie sein? Sie sitzt in ihrem Zimmer."

Einen Augenblick schauten beide sich fast feindlich an. Auf Rupplers Stirn schwollen die Adern.

Seine Frau merkte es und sagte vermittelnd: „Es ist aber auch zu ungeschickt, Eduard, daß unser Abend mit dem großen Sommerfest zusammenfällt und du dich nicht entschließen konntest . . ."

„Bemühe dich nicht, Teure," unterbrach er die Gattin, „ich weiß, was du willst. Nein! Diesen Herrn Professor Egermann, den unverschämten Spötter, werde ich nie als Gast in mein Haus bitten, selbst dann nicht, wenn . . ."

„Wenn er einmal einspringen müßte, daß wir über die leidige Unglückszahl hinwegkommen," unterbrach sie ihn, gutmütig spottend.

Herr Ruppler wurde rot im Gesichte, sei es aus Aufregung über den unglückseligen Herrn Egermann oder aus Aerger, an seine einzige Schwäche gemahnt zu werden; dann sagte er kurz und bestimmt: „Nein, auch dann nicht!"

Seine Frau zuckte die Achseln und fragte mit schein-

heiliger Ruhe: „Sag, Eduard, was hast du denn gegen den jungen Professor, der doch ein liebenswürdiger Gesellschafter und höflicher Mensch ist und — nebenbei bemerkt — auch seine sichere Anstellung hat.“

Da fuhr er erbost auf: „Höflich? — Liebenswürdig? — Weißt du nicht, daß er mich wegen meiner kleinen — Eigenheit, die ihre guten Gründe hat, am Stammtisch vor meinen Freunden verspottet hat, und ahnst wohl auch nicht, daß es sicher seinem Einfluß zuzuschreiben ist, wenn dieses Sommerfest gerade auf den Tag im Jahre angesetzt wurde, an dem ich meine Freunde zu Gaste bitte? Nie — sage ich, Mathilde, nie kommt er über unsere Schwelle — und Lisbeth soll sich nur alle Gedanken an ihn aus dem Kopfe schlagen.“

Frau Ruppler neigte ergeben das Haupt, da scholl unten am Gartentor die Klingel. Dieser Laut mahnte Herrn Ruppler an die vorgerückte Stunde, und er sagte: „Ich werde mich rasch ankleiden. Vertritt mich einstweilen bei unseren Gästen, Mathilde!“

Zur selben Zeit schritt Professor Egermann mit seinem Freunde, dem Gerichtsadjunkten Mager, und dessen Gattin im Komiteeraume des großen Sommerfestes hin und her und machte ein bekümmertes Gesicht, das in keinem Einklange zu den Freuden stand, die sich draußen im Garten zu entfalten begannen.

„Ich bin nicht sicher,“ sagte er zweifelnd, „ob dein Plan, den Landesgerichtsrat zu bekehren und mich gleichzeitig bei ihm in Gunst zu setzen, auch gelingen wird. Ich fürchte das Gegenteil — und dann ist für mich alles verloren.“

„Nur keine Schwächeanwandlungen,“ beruhigte ihn Mager. „Verlaß dich auf mich; alles wird vorzüglich klappen!“

„Du weißt nicht, welche Vorwürfe ich mir seit dem unglückseligen Abend wegen meines Freimutes schon gemacht habe," fuhr Egermann in bitterer Selbstanklage fort. „Hätte ich damals eine Ahnung gehabt, wer von den Herren am Tisch von der abergläubischen Schwäche befallen war, kein Wort wäre über meine Lippen gekommen."

„Lassen Sie die Vergangenheit ruhen, lieber Professor!" tröstete ihn Magers Frau. „Lisbeth ist mit allem, was wir vorhaben, einverstanden und hofft, Sie noch heute als Gast im Hause ihres Vaters zu sehen." Dann wandte sie sich an ihren Mann: „Nun müssen wir aber eilen."

„Ach, ihr Glücklichen!" rief Egermann.

Mager winkte ihm zu: „Erscheine nur du rechtzeitig als rettender Vierzehnter!"

Der Landgerichtsrat war indes noch nicht angekleidet, als Frau Mathilde unruhig an die Tür trommelte. Mit männlicher Selbstbeherrschung den aufsteigenden Groll unterdrückend, zwang er seine Stimme zu sanfter Frage: „Was gibt es, Mathilde?"

„Stationsvorstand Prischink hat abgesagt."

Ruppler s Gesicht nahm einen ganz bestürzten Ausdruck an.

„Was? — Abgesagt? Das ist nicht möglich, er hatte mir bestimmt zugesichert!"

„Und es ist doch so — eine unvorhergesehene Inspizierung — hier hast du seinen Brief."

Ruppler nahm durch den Türspalt den Brief entgegen.

Mechanisch las er seines Freundes Zeilen, aus denen einzelne Worte wie Dolche stachen: „fatale Abhaltung ... Inspizierung durch die Direktion der Hauptstadt . . ."

Ruppler stand zerschmettert da, wie ein Mann, dem

sein treuester Bundesgenosse in schwerer Gefahr den Absagebrief geschickt. Seine Geburtstagsfreude war mit einem Male dahin. Nun war das Unheil da: zur Feier seines fünfzigsten Wiegenfestes würden Dreizehn bei Tische sitzen.

Düstere Gedanken begannen ihn zu befallen, die Ahnung kommenden Unglücks rauschte über ihm mit schwarzen Fittichen. Er sank in einen Stuhl.

Ruppler strich sich über die Stirn. Wie sollte er einen Ausweg finden, damit ihm sein Freudentag nicht vergällt werde, wie dieser unheimlichen Zahl entgehen? Leise beschlich ihn der Gedanke an Egermann. Dann sagte er laut: „Nein, um keinen Preis!“ Wie Lisbeth gerade auf den Menschen kam?

Solange er etwas zu sagen hatte, würde er sein Töchterchen dem nicht zum Weibe geben. Egermann war ja daran schuld, daß er seine Gäste diesmal nicht nach Belieben wählen konnte, denn was Rang und Namen im Städtchen hatte, besuchte das Sommerfest, und außer seinen Intimsten war niemand für ihn zu haben.

Aufgeregt dachte er über alle Bekannten nach, die er besaß, da schimmerte ein Hoffnungsstrahl auf. Schuldirektor Hellmann war sein ältester Freund. Der lag zwar seit Wochen zu Bett, aber wenn er ihn recht herzlich bäte, vielleicht raffte er sich dann doch für ein paar Stunden zusammen.

Der Gedanke gab ihm neuen Mut. In einer rührenden Einladung beschwor er den Schuldirektor bei ihrer alten Freundestreue, zu kommen. Mehrmals verkündete während seiner Arbeit die Torglocke die ankommenden Gäste, und jedesmal zuckte er dabei zusammen.

Aufatmend steckte er das Schreiben in den Umschlag und zog den schwarzen Rock an. Dann läutete er dem

Dienstmädchen und übergab ihm den Brief zur Besorgung.

Lächelnd trat er zur Begrüßung seiner Freunde über die Schwelle, er sah mit einem Blick, daß sie alle gekommen waren. Gerührt nahm er ihre Glückwünsche entgegen und drückte Frau und Tochter an sein Herz.

Man plauderte eine Weile in zwanglosen Gruppen; Ruppler ging von einem zum anderen, sprach angelegentlich mit dem Gerichtsadjunkten Mager und dessen junger Frau, führte mit dem Schloßverwalter ein längeres Gespräch über die Ernteaussichten und wurde plötzlich blaß, als Postrat Hubinger erstaunt fragte: „Ja, mein lieber Ruppler, teures Geburtstagskind, wo bleibt denn unser Prischink?"

„Prischink — hat — abgesagt."

Er hatte nicht gehört, daß des Postrates Frage absichtlich und unterstrichen geklungen hatte, doch glaubte er jetzt in den Blicken aller einen geheimen Spott aufblitzen zu sehen. Das Blut stieg ihm zu Kopf.

„Ja, aber," fuhr Hubinger mit unerbittlicher Gemütlichkeit fort, die Anwesenden überzählend, „dann wären wir ja an deinem Wiegenfeste gerade . . ."

Ruppler winkte mit der Hand ab, um das Schreckenswort nicht zu hören.

„Ich habe Direktor Hellmann gebeten," sagte er kleinmütig.

„Hellmann?" fragte Doktor Marhold. „Bei dem war ich noch vor einer Stunde, er liegt im Bett."

Des Landesgerichtsrats Hoffnung auf seinen treuesten Freund war damit erloschen. Er suchte mit den Augen Frau und Tochter. Lisbeth sah trotz des verlorenen Sommerfestes durchaus nicht traurig und gebrochen drein, wie ihr armer Vater.

Ein Gedanke blitzte in Ruppler auf: sollte er nicht doch das Töchterchen, um die unangenehme Zahl zu vermindern, zu dem Feste schicken? Doch wie würden das seine Freunde aufnehmen und dann — dieser Egermann. Der lauerte vielleicht schon auf Lisbeth.

Während er noch mit sich kämpfte, ging unten die Gartenpforte. Ruppler trat zum Fenster — und atmete auf. Er erkannte auf dem Kiesweg, der zum Hause führte, den Schuldirektor Hellmann. Der hinkte wohl etwas mühsam daher und ging an einem Stocke, aber er kam. Rupplers Bangigkeit schlug augenblicklich in frohe Laune um.

„Siehst du, Hellmann kommt nun doch," wandte er sich an Marhold. „Ja, auf euch Aerzte sollte man sich nie verlassen!"

Ruppler eilte dem eintretenden Hellmann entgegen: „Sei mir gegrüßt, mein Lieber! Wahre Freundschaft scheut kein Opfer."

Der Schuldirektor schnaufte noch etwas von dem schweren Gang, dann brummte er gutmütig: „Ach was Opfer, für dich wäre ich aus dem Grabe gestiegen!"

Unter Lachen und fröhlichem Scherz schritt man nun zur Tafel. Ruppler schenkte die Gläser voll. Während die Speisen aufgetragen wurden, kam ein allgemeines munteres Gespräch zustande. Ab und zu fiel auch ein Wort über das Sommerfest, das jetzt schon im lebhaftesten Gange sein mochte, denn man hörte das Geschmetter der Musik durch die offenen Fenster herüberklingen.

In einer Pause klopfte Direktor Hellmann an sein Glas, um mit gewohnter Gründlichkeit zur Geburtstagsrede auszuholen. Doch kam er über die ersten Worte nicht hinaus, denn die Tür öffnete sich und das Dienstmädchen streckte den Kopf herein.

„Der Herr Schloßverwalter wird gesucht."

Ruppler hatte sofort die Vorahnung von etwas Unangenehmem, das dem friedlichen Verlauf des Abends drohte.

„Nun, es wird doch so wichtig nicht sein, daß man ihn bei Tische stört!" brummte er abweisend.

Alle Blicke wandten sich nach dem eintretenden Diener, der dem Verwalter ein Schreiben reichte.

„Diese unglücklichen Briefe!" brummte Ruppler vor sich hin.

Kaum hatte der Verwalter die ersten Zeilen gelesen, da stand er auf und wandte sich an Ruppler: „Du entschuldigst mich für ein Stündchen, Eduard, man ruft mich zu einer dringenden Besprechung."

Ruppler wurde schwach zumute. Mit leisem Beben in der Stimme fragte er: „Kannst du denn nicht . . . ich meine, mußt du uns denn unbedingt verlassen?"

Der Verwalter zuckte bedauernd mit den Achseln: „Pflicht geht leider stets vor Vergnügen! Der Domäneninspektor hat sich auf der Durchfahrt angesagt, um wegen des Holzschlages und unserem Hochforste . . ."

Die weiteren Worte hörte Ruppler nicht mehr. Er verwünschte bei sich sämtliche Inspektionen der Welt. Wie durch einen trüben Nebel sah er den Verwalter sich entfernen; als die Tür hinter ihm zuschlug, durchrann ihn mit kaltem Schauer das Bewußtsein: Nun sind wir Dreizehn!

Die fürchterliche Zahl ließ sich offenbar heute nicht umgehen. Die Gesichter seiner Gäste verschwammen ihm zu Larven, die ihn dämonisch angrinsten.

Von Ruppler schien von dem Augenblick an ein kalter Hauch auszugehen; die muntere Plauderei verstummte, der fröhliche Lärm verrann wie ein dünner

Wasserlauf zur Zeit der Hundstage. Fühlbare Beklemmung entstand, während der alle Ruppler anblickten. Niemand merkte es, wie der Gerichtsadjunkt der hochroten Lisbeth ein zwinkerndes Zeichen gab.

„Alter Freund!“ versuchte Hellmann noch einmal die peinliche Lage zu retten und begann die jäh unterbrochene Festrede aufs neue: „Wenn der Mensch ein langes Wegstück zurückgelegt . . .“

Ein Stöhnen von der Stelle, wo Ruppler saß, störte seinen rednerischen Schwung.

Die Stimmung wurde unerträglich, jeder am Tische erwartete, daß etwas Unerwartetes, Peinvolles geschehen müsse.

Und es geschah. Frau Mager schrie plötzlich laut auf. Ihr Mann hatte sich mit dem Messer in den Finger geschnitten, und die Wunde blutete stark. Doktor Marhold untersuchte den Schnitt und zog ein Verbandspäckchen aus der Tasche. Das Dienstmädchen trug ein Becken mit Wasser aus der Küche herbei.

Während Marhold den Finger des Gerichtsadjunkten verband, begann das Ereignis bei dem weiblichen Teil der Gesellschaft seine Wirkung auszulösen. Die Frau Postrat wandte sich geheimnisvoll tuschelnd an die Frau Landesgerichtsrat, und deren intimste Freundin, die Frau des Apothekers Ifinger, hob warnend den Finger; die Frau des Gerichtsadjunkten fand plötzlich, daß ihr nicht recht wohl sei.

Niemand beachtete in der allgemeinen Unruhe Ruppler, der auf seinem Stuhl sitzen geblieben war und vor sich hin brütete. Düstere Ahnungen quälten den Armen und er sank immer mehr in sich zusammen.

Ein Unglück war nun schon geschehen, und Schreckliches würde gewiß noch folgen. Er glaubte daran,

daß das kommende Unheil sich über ihn entladen müsse. Und da hatte man ihn immer wegen seines Aberglaubens verlacht, darüber gewitzelt und gespottet! Und nun? Tatsachen beweisen! Diese Gedanken gaben ihm in seiner Zerfahrenheit etwas Ruhe, und er empfand das Bedürfnis, sich mitzuteilen.

„Werdet ihr nun endlich glauben?“ fragte er. „Ist Dreizehn eine Unglückszahl oder nicht?“

Sofort entstanden zwei scharfgetrennte Gruppen. Während Rupplers Freunde dem unerwarteten Zuruf mit einem halben Dutzend „Lächerlich!“ „Unsinn!“ „Zufall!“ und mit Lachen entgegentraten, stimmten die Gattinnen der Ungläubigen so entschieden zu, daß bald alle gegnerischen Einwände verstummten.

Der Gerichtsadjunkt trat auf Ruppler zu und sagte: „Herr Landgerichtsrat werden mich für den Rest des Abends wegen des kleinen Unglücksfalles wohl entschuldigen ...“

Ruppler zwang sich zu einer abwehrenden Gebärde, doch zugleich stieg in ihm eine strahlende Hoffnung auf: wenn Mager mit seiner Frau ginge, wäre man von dem Alpdrucke befreit, dann saßen ja nicht mehr Dreizehn zu Tische.

„Meine Gattin ist leider von dem Vorfall sehr angegriffen,“ sprach Mager unbeirrt weiter, „und es scheint ja wirklich — der heutige Abend dürfte es beweisen, daß diese Zahl Dreizehn — Herr Landesgerichtsrat dürften so unrecht nicht haben ...“

Er wandte sich ab, um das Lachen zu verbeißen.

Ruppler atmete erleichtert auf, er erhob sich mit Würde: „Es ist mir leid, lieber Mager, aber ich sehe es ein und hoffe, daß Ihre liebe Frau sich bald erholt.“

Der Gerichtsadjunkt und seine Frau verabschiedeten sich, und man nahm aufs neue Platz.

Ruppler fühlte seine gute Laune wieder zurückkehren. „Wenn ich bitten darf, meine Lieben," rief er über die Tischrunde hin, „dann für heute nichts mehr von dem Vorgefallenen!"

Zustimmendes Gemurmel begleitete seinen Ausruf, und die Tafelgenüsse begannen aufs neue ihren Reiz auszuüben. Allmählich kehrte die Stimmung wieder, und Schuldirektor Hellmann versuchte nach einiger Zeit, die Geburtstagsrede doch endlich vom Stapel zu lassen.

Doch er und Ruppler sollten heute die Wahrheit des Wortes erfahren, daß „mit des Geschickes Mächten" weder ein ewiger noch auch zeitlich beschränkter Bund zu flechten sei. Kaum waren die Schritte des jungen Paares auf dem Gartenwege verhallt, als an der Pforte unten aufs neue die Klingel ging und sich fröhliche Stimmen vernehmen ließen, die dem Landesgerichtsrat das Blut aus den Wangen jagten.

Was gab es denn schon wieder? Auch die Gäste schienen unruhig zu werden.

Lisbeth war zum Fenster geeilt und rief verwundert: „Was sagst du, lieber Papa, Stationsvorstand Prischink kommt doch noch, und zwar mit seiner Frau!"

Ruppler erschrak bis ins Herz. Er erhob sich mühsam und wankte zum Fenster. Wenn Prischink kam und noch dazu mit seiner Frau, dann waren sie ja wieder Dreizehn.

Kaum hatte Prischink ihn am Fenster erblickt, da rief er vom Garten herauf: „Ja, da schaust du, lieber Ruppler! Die Inspizierung ist erledigt."

Ruppler erwiderte nichts; er schnappte nach Luft.

Prischink schritt mit seiner Gattin dem Hause zu.

Unter dem Fenster blieb er jedoch nochmals stehen und fragte arglos: „Ja, aber sag nur, Mensch, wie siehst du denn aus? Nach einer Geburtstagsfeier klingt's bei euch wahrlich nicht, ihr haltet wohl einen Trauersalamander ab oder eine telepathische Sitzung — oder ist vielleicht was geschehen?"

Ruppler hielt sich an der Fensterbrüstung fest und sagte mit umflorter Stimme: „Kommt nur herauf! Ihr seid — herzlich willkommen und werdet alles erfahren."

Kopfschüttelnd trat Prischink mit seiner Frau ins Haus.

Ruppler sank ächzend wieder auf seinen Stuhl. Er saß wie zerschlagen da, denn allmählich begriff er, daß er heute dem Walten des bösen Geschickes ohnmächtig preisgegeben sei.

Prischink und seine Gattin waren eingetreten. Als er Rupplers Teilnahmlosigkeit gewahrte, tat er gekränkt.

„Es scheint, Rosa, daß wir hier doch nicht recht willkommen sind, nun, da können wir uns ja wieder empfehlen. Auf dem Sommerfest geht's sicher lustiger zu als hier."

Frau Mathilde Ruppler wandte sich mit beschwörender Gebärde an die Freunde und bat sie, doch zu bleiben, ihr Mann sei von einem kleinen Unfall augenblicklich noch ein wenig bedrückt.

Ruppler hatte das Wort „Sommerfest" aufgefangen; eine leise Hoffnung richtete ihn wieder auf. Er war entschlossen, jedes Opfer zu bringen, um die Stimmung des Abends zu retten und der Unglückszahl doch noch ein Schnippchen zu schlagen.

Mit erzwungenem Lächeln winkte er die Tochter an seine Seite.

„Möchtest du nicht, liebe Lisbeth, auf ein Stündchen

das Gartenfest besuchen, ich gönnte dir die Freude von Herzen."

„Ja aber, lieber Papa, wie würden das deine Freunde aufnehmen?" erwiderte die überraschte Lisbeth.

„Geh nur, das ist meine Sache."

Und Lisbeth schlüpfte aus dem Zimmer.

Ruppler, durch seinen Entschluß wieder bei besserer Laune, erhob sich und suchte den kläglichen Eindruck von Prischinks kühlem Empfang zu vertuschen: „Lassen wir uns den Rest des Abends durch meine kleinen Schwächeanwandlungen nicht mehr vergällen, liebe Freunde!"

Man blickte sich fragend an, woher der plötzliche Stimmungsumschwung gekommen war, denn wenige hatten auf das Verschwinden Lisbeths geachtet.

Ruppler fuhr fort: „An mir soll es jetzt gewiß nicht mehr liegen . . ."

Das Wort blieb ihm im Munde stecken, denn der zurückkehrende Schloßverwalter betrat mit freundlichem Lächeln die Stätte des Unheils, ahnungslos wieder die Zahl Dreizehn ergänzend.

Ruppler starrte ihn an wie einen dem Grabe Entstiegenen.

„Das ist doch — das ist doch — unheimlich!" stammelte er, dann stürzte er ans Fenster.

„Lisbeth! Lisbeth!" klang sein beschwörender Ruf in den Garten hinab, doch alles blieb stumm, und Lisbeth war nicht mehr zu sehen.

Rupplers Gäste hatten begriffen, durch welchen schlauen Schachzug sich der Landesgerichtsrat der gefürchteten Zahl zu entziehen gedacht, und wie er durch des Schloßverwalters Rückkunft aufs neue unterlegen war, und brachen in Lachen aus.

Ruppler schäumte vor Wut gegen sich selbst.

Indes sollte ihm doch noch Rettung zuteil werden, und zwar von einer Seite, von der er sie nie erhofft hätte.

Auf der Straße vor dem Garten wurden Schritte von vielen Menschen hörbar, die sich, offenbar in der Absicht, jeden Lärm zu vermeiden, an Rupplers Villa heranpirschten. Vor dem Tore hielten sie still, gedeckt durch die hohen Kastanienbäume; man schien sich in geheimnisvoller Weise zu gruppieren, unterdrücktes Räuspern ließ sich vernehmen, und plötzlich erklang, von vielen Männerstimmen rührsam gesungen, das schöne Lied: „Wir grüßen dich in stiller Nacht . . .!“

Die Sängerschar, die sich zum unvermuteten Ständchen einfand, behauptete es wenigstens im zartesten Pianissimo, daß es schon Nacht sei, obwohl kaum erst ein Zipfelchen des aufsteigenden Mondes durch das Fenster guckte.

Ruppler war bis ins Innerste gerührt. Alles, was an Aufregung und Erdenschwere an diesem Abende auf ihm gelastet, wich bei des Liedes Tönen von ihm.

„Wie schön!“ sagte er leise. „Welch zarte Aufmerksamkeit!“

Seine Gattin trat neben ihn ans Fenster.

In hauchzartem Schmelz klang das Lied aus. Die Gartenpforte ging, und Ruppler traute seinen Augen nicht, Professor Egermann trat mit einem großen Rosenstrauß in den Garten, die lächelnde Lisbeth an seiner Seite.

Noch einmal wollte Ruppler auffahren, doch da legte sich beruhigend Frau Mathildens Hand auf seinen Arm.

Egermann betrat kurz darauf das Zimmer und versicherte als Vorstand des Festkomitees den Herrn Landesgerichtsrat zu seinem Jubeltage der immerwährenden Ergebenheit und Anhänglichkeit seiner sämtlichen Mitbürger und der Sängerschar im besonderen.

Nicht ohne Verlegenheit reichte er dem Vater seiner Angebeteten den Strauß. In diesem Augenblick brachen die Sänger unten in ein stürmisches „Hoch!“ aus.

Ruppler hatte sich allmählich gefaßt. Mochten Lisbeths bittende Blicke oder die Nachwirkung des Ständchens daran schuld sein, der Professor erschien ihm mit einem Male in einem anderen Licht. Und außerdem — geheimer Triumph erhellte sein Gesicht — Egermann mußte den Abend über als Gast bleiben, und damit war die unglückselige Zahl endgültig beschworen.

Und so geschah es. Ein halbes Stündchen später konnte Schuldirektor Hellmann unter dem Jubel aller Geburtstagsgäste die so lange zurückgedämmte Rede halten. Als die Gläser aneinanderklangen, näherte sich Egermann unauffällig dem Landesgerichtsrat und bat ihn ob der bedauerlichen Spötterei um Vergebung.

Ruppler reichte ihm versöhnt die Hand, was in Lisbeths wartenden Augen heimliche Freude und die Hoffnung auf ihr baldiges Glück erweckte.

Als die Lust im Hause des Landesgerichtsrates ihren Höhepunkt erreichte, kam auch Mager mit seiner Frau wieder. Er trug den verletzten Finger in einem unförmlichen Verbande und wurde von allen Seiten als Märtyrer des Abends begrüßt.

Nur Ruppler blickte ihn mißtrauisch an; er hatte plötzlich die unangenehme Empfindung, einer Verschwörung zum Opfer gefallen zu sein. Doch froh darüber, daß er seine gute Laune wiedergefunden hatte, unterdrückte er diesen Gedanken.

Erst viel später, als ihm die Geister des Weines zu Kopf stiegen, kehrte dieser Gedanke aufdringlich wieder. Dies geschah, als er eine Bemerkung des Postrates Hubinger von dem hoffentlich geheilten Abergläubischen auffing.

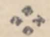
„Ist das vielleicht — war das etwa eine abgekartete Geschichte von euch mit der Dreizehn?“ fragte er unsicher.

Lachende Gesichter blickten ihm entgegen.

„Miserable Bande!“ donnerte er los und suchte mit den Augen die Hauptschuldigen, doch die hatten sich rechtzeitig zu einem kleinen Tänzchen auf das Sommerfest geflüchtet.

Unwillkürlich überzählte der Landesgerichtsrat die Zurückgebliebenen, und da Mager mit seiner Frau, Egermann und Lisbeth fehlten, waren es abermals Dreizehn.

Doch mit einem Male gab er nun nichts mehr darauf und stimmte besiegt in das fröhliche Gelächter ein.



Die Welt der fröhlichen Arbeit

Von Franz Geuder

Mit 3 Bildern

Leben wir in dieser Welt, oder muß die Antwort auf diese Frage nicht vielmehr wie in den schönen alten Märchen heißen, die meist beginnen: „Es war einmal?" — Wenn man fröhlich geleistete Arbeit kennenlernen will, die unter Sang und Klang vor sich geht, so wird man sie allerdings in unseren heutigen Kulturstaaten nicht mehr finden, wo in Fabriken Maschinenarbeit geleistet wird, sondern nur noch in fernen Ländern unter Naturvölkern, deren Arbeit noch heute mit den urtümlichsten Werkzeugen verrichtet wird. Dort ist Arbeit Musik und Poesie zugleich, und zwar selbst dann noch, wenn sie nicht geringe Anforderungen an körperliche Anstrengung und Kraftverbrauch stellt.

Eine ganze Reihe einfacher Arbeitsvorgänge geht in einer Weise vor sich, daß dabei irgend ein notwendig entstehender Ton den Takt der Arbeit markiert; Arbeitsrhythmus hat Karl Bücher dies genannt. „Wenn man den Boden schrubbt, entstehen durch das Hinundherziehen des Schrubbers Töne von wechselnder Stärke. Ebenso erzeugt das Ausholen der Sense beim Mähen verschieden starke und verschieden lange Geräusche. Aehnlich beim Hinundherwerfen des Weberschiffchens, wo die verschiedene Kraft der rechten und linken Hand oder die Absicht des Arbeiters verschiedene Töne hervorbringt, zu denen in regelmäßigem Wechsel das Treten der Schäfte sich gesellt. Selbst beim Worfeln des Getreides, dem Aufladen von Sand läßt sich ein solcher Tonrhythmus beobachten: beim Einstoßen der Schaufel, Wegschleudern und Auffallen der Getreide- und Sandkörner. Der Küfer erzeugt beim Antreiben der Faßreifen durch Hammerschläge von wechselnder

Stärke eine Art Melodie. Dieser Tonrhythmus erleichtert und fördert die Arbeit." Dies erkennt man am besten an solchen Fällen, wo zwei und drei oder mehrere Arbeiter bei einem Arbeitsvorgang beteiligt sind und jeder einzelne seine Bewegungen nach denen seiner Genossen einrichtet. Die bekanntesten Beispiele bieten die Arbeitsvorgänge beim Schmieden und dem Dreschen mit dem Flegel, wobei der „richtige" Takt erst durch das Zusammenwirken von drei, vier oder gar sechs Arbeitern erzielt wird. Wenn mehrere Arbeiter mit dem Einrammen von Pflastersteinen beginnen, macht sich im Anfang ein gewisses Probieren bemerkbar, bis alle das rechte Maß der Bewegung gefunden haben und die schweren Eisenrammen alle in gleichen Zeitabschnitten niederfallen. Dreschtenne und Straßenpflaster bieten Raum genug, um durch Heranziehung von mehreren Arbeitern den Takt zu verkürzen, die gemeinschaftliche Leistung zu steigern und die Arbeit „musikalisch" zu beleben. Dem niederdeutschen Bauern scheint's „noch nicht so richtig", wenn weniger als sechs Drescher schlagen, und beim steirischen Großbauern dreschen acht Leute gleichzeitig in der Tenne. In Indien stampfen vier Arbeiter miteinander den Reis im selben Mörser, und auf Java verrichten ebensoviele Mädchen das Enthülsen des Kaffees in der gleichen Kufe. In beiden Fällen dürfen nie zwei Stampfkeulen zugleich in dem verhältnismäßig engen Gefäße zusammentreffen. Nur durch genauestes Takthalten können diese Arbeitsvorgänge störungslos möglich werden. Gemeinsame Betätigung regt zum Wetteifer an; keiner will an Kraft und Ausdauer hinter dem anderen zurückstehen, und überdies sind die lauten Arbeitsgeräusche hörbar für die Nachbarn, die mit ihrem



Feldbestellung im Gleichtakte unter Trommelschlag beim Häuptling Ngilla in Kamerun.

Spott bei zu häufiger Unterbrechung oder zu lässigem Fallen der Schläge nicht zu säumen pflegen. Das Gleichmaß der Bewegung regelt auch den Kräfteverbrauch des einzelnen.

Der Rhythmus der Arbeit ist heute noch bei den Naturvölkern verbreiteter als in unseren Kulturländern. Ein älterer Beobachter schrieb 1790 über die Neger: „Sie mögen gehen, tanzen, singen, spielen oder arbeiten, so tun sie alles nach dem Takt, den die Neger ohne Unterschied genau beobachten.“ Doughty bemerkt von den Arabern, daß sie das Stampfen der Kaffeebohnen im Mörser „in rhythmischer Weise bewerkstelligen, wie alle ihre Arbeit“. Max Buchner spricht von dem „taktmäßigen Lärm der Tapaklöppel“, der für ein polynesisches Dorf „ebenso charakteristisch und stimmungsvoll sei wie bei uns auf den Dörfern im Herbste das Dreschen“. In einem französischen Bericht aus dem Jahre 1889 wird die Reisaussaat auf Madagaskar geschildert: „Die Madegassen gebrauchen den Pflug nicht, sondern begnügen sich damit, den Boden mit einem Spaten umzugraben. Die Bestellung des Landes besorgen Frauen und Mädchen. Sie rücken in einer Reihe über das Feld vor, in der Hand einen zugespitzten Stock, mit dem sie kleine Gruben auswerfen. In diese Gruben legen sie je einige Reiskörner und scharren sie dann mit dem Fuße zu. Diese Verrichtung wird mit großer Regelmäßigkeit und in einem sehr scharf bemerkbaren Rhythmus vollzogen, was diesen Frauen das Aussehen einer Truppe von Tänzerinnen gibt.“

Der Arbeitsrhythmus wird bei den Naturvölkern durch das Zusammenwirken mehrerer Personen bewußt herbeigeführt. Mariner schildert die Bereitung des



Eisenbahnbauarbeit mit Musikbegleitung im französischen Sudan.

Rindenstoffes Gnathu auf den Tongainseln: „Das Schlagen der vorher in Wasser aufgeweichten Rinde geschieht mit einem Schlegel; der Bast wird auf einen Balken gelegt. Zwei oder drei Frauen sitzen gewöhnlich an dem gleichen Balken, jede legt ihren Bast quer darüber, und während sie ihn mit der rechten Hand schlägt, bewegt sie ihn mit der linken hin und her. Sie schlagen dabei nach dem Takte. Früh am Morgen bei stiller Luft klingt das Gnathuklopfen gar hübsch: manche Töne erschallen in der Nähe, andere klingen aus der Ferne, einige folgen rasch aufeinander, andere langsamer, alle aber äußerst regelmäßig. Ist die eine Hand müde, so nimmt man den Schlegel schnell in die andere, ohne daß dadurch der Takt unterbrochen würde."

Wie der Dreitakt des Dreschflegels zu dem in winterlicher Ruhe daliegenden deutschen Dorfe, so gehört das regelmäßige Klopfen der Färber zur sudanesischen Stadt, der laute Schall des Tapaschlegels zur Niederlassung des Südseeinsulaners, der dumpfe Ton der Reisstampfe zum Campong der Malaien, der Gleichklang des hölzernen Getreidemörsers zum Negerdorfe, das helle Läuten des Kaffeemörsers und das schwerfällige Geräusch der Handmühle zum Zeltdorfe der Beduinen. Und so hat unter einfachen landwirtschaftlichen Betriebsverhältnissen fast jede Jahreszeit ihr besonderes Arbeitsgeräusch, jede Arbeit ihre eigene Musik. Wenn die Propheten des Alten Testaments in ausdrucksvoller Weise den Untergang einer Stadt bezeichnen wollen, so lassen sie die Arbeitsgeräusche der Handmühlen verstummen und das Lied des Keltertreters.

Bei vielen Arbeiten, deren Verrichtung ohne Takt-



Erzschmelzen bei den Wagaia am Victoria-Njansa-See.
Aus „Kolonie und Heimat".

schall vor sich geht, wird er durch künstliche Mittel hervorgerufen, und zwar entweder durch die menschliche Stimme oder durch irgend eine mechanische Vorrichtung, durch die sich ein Ton hervorbringen läßt. Auf

Borneo und Celebes sind Grabstöcke im Gebrauch, in die am oberen Ende bewegliche Stäbchen eingelassen sind, welche Töne hervorrufen, wenn die Stöcke bei der Aussaat des Reises zum Aufwühlen der Erde benutzt werden. Aehnliche Vorrichtungen fanden sich auch an anderen Arbeitsgeräten indonesischer Herkunft, so an den Kettenbäumen der Webegestelle und an einem Gerät zum Einstampfen des Sagos. Der ostafrikanische Träger befestigt ein Glöckchen am Beine, das bei jedem seiner Schritte erklingt, und eine größere Glocke an dem Elefantenzahne, den er trägt. Auch die metallenen Beinringe, wie solche bei den Naturvölkern über dem Knöchel getragen werden, verursachen beim Aneinanderschlagen ein musikalisches Geräusch, wonach der Taktschritt des Fußes geregelt werden kann.

Die Malaien rudern nach dem Schall des Tamtam; in den Sudanländern und in China wird bei gewissen Arbeiten die Trommel geschlagen. Die alten Griechen liebten, nach dem von einer Flöte angegebenen Takte zu arbeiten; es gab bei ihnen eine besondere Flötenweise für das Treten der Traube in der Kufe und für das Stampfen der Getreidekörner im Mörser; gleichfalls erklang die Flöte beim Kneten des Brotteiges.

Auch der Gesang war und ist — wenigstens bei den meisten Naturvölkern — eng mit dem Arbeiten verbunden, einerlei, ob dieses für sich schon einen Taktschall ergibt oder nicht. Jede Arbeit hat ihr besonderes Lied. Von den Ostafrikanern berichten Burton und Speke: „Der Fischer singt zum Ruderschlag, der Träger beim Schleppen der Last, die Frau, wenn sie ihr Korn zermalmt.“ Von westafrikanischen Frauen wird gesagt: Sie singen fortwährend beim Arbeiten; wenn eine Frau nicht singt, arbeitet sie auch nicht viel.

In den Volksliedern der Letten spielt der Gesang zum Mahlen mit der Handmühle eine große Rolle. Einem Burschen, der auszieht, eine Braut zu suchen, wird geraten, nur eine gute Sängerin auszuwählen, da ein Mädchen, das gut singe, auch fleißig sei! Ueber die Usukuma am Südufer des Victoria-Njansa wird berichtet: Bei allen Arbeiten ist es üblich, daß gesungen wird. Trugen die an der Station Muansa beschäftigten Leute Steine oder Gras, so lief stets ein Mann längs, vor oder hinter dem Zug, der unter tanzartigen Bewegungen vorsang, worauf dann der ganze Zug einfiel.

Beim Fellgerben, Korbflechten und vielen anderen Arbeiten wird musiziert und gesungen; um ein Fell, das mit Fett eingeschmiert ist und mit den Händen weich gerieben und geknetet werden muß, sitzt eine ganze Gesellschaft herum. Alle Einwohner eines Ortes nehmen an dieser Arbeit teil, die gern taktmäßig unter lustigem Gesange ausgeführt wird. Von den Bewohnern der Molukken wird gesagt: Wenn sie arbeiten, singen sie fast ohne Unterlaß, besonders dann, wenn die Beschäftigung das Zusammenwirken mehrerer Individuen und eine gewisse Gleichzeitigkeit des Handelns erfordert, beispielsweise beim Rudern, beim gemeinsamen Tragen schwerer Lasten, beim Stampfen des Reises, ebenso aber auch, um sich gegenseitig bei der Arbeit zu ermuntern.

Daß der Rhythmus dieser Arbeitsgesänge verschiedenartig ist, hängt nach Bücher, dem wir wörtlich folgen, von den Bewegungen der Arbeitsvorgänge ab, und ob diese Tätigkeit von einer Person selbständig oder von einer Gemeinschaft von Menschen in gegenseitiger Abhängigkeit verrichtet wird. Gemeinschaftlich

erfolgende Arbeit kann einen eigenen Arbeitsrhythmus im Gleich- oder Wechseltakt zur Folge haben; die Gesänge sind dann entweder reine Chor- oder Wechselgesänge; bei letzteren ist der Vorsänger meist zugleich auch Vorarbeiter. Sie unterstützen das technisch notwendige zeitliche Gleichmaß der Bewegungen und gestalten sich bei den Arbeiten im Gleichtakt geradezu wie ein fortgesetztes Kommando.

Verschiedene Zeugnisse, die dem Leben der alten Völker am Euphrat und Tigris, der Babylonier und Assyrer, und dem der Aegypter entstammen, lassen erkennen, daß überall, wo Häufung der Arbeitskräfte technische und wirtschaftliche Notwendigkeit war, und wo demgemäß der Chorgesang der Arbeiter oder Musik von Instrumenten das Werk begleitete, dieses eine Art festlichen Charakters annehmen mußte. Die Arbeit wurde gemeinschaftlich in gehobener Stimmung verrichtet; sie konnte dem einzelnen nicht als Last erscheinen. Und noch bis auf den heutigen Tag finden sich Reste dieses festlichen Grundzuges, wenn man auch den Gesang *bei der Arbeit* selbst zwar nicht ertönen läßt, sondern ihn an deren Anfang oder Ende verlegt hat. Die Wilden ziehen unter Gesang und Trommelschlag und im Taktschritt zur Jagd und zum Fischfang und tragen im Triumphzug die Beute heim. Schnitter und Schnitterinnen legen zur Ernte ihre besten Kleider an; singend, an manchen Orten mit Musikbegleitung, wandern sie hinaus und kehren ebenso, am Abend wieder heim. Der Ernte schließt sich ein Fest mit Tanz an.

In Korea „befindet sich in jedem Ort die notwendige Anzahl von Trommeln, Flöten, Hörnern und Zimbale, da nicht nur abends nach der Arbeit, son-

dern auch in der Mittagspause die Landleute verschiedene Weisen aufspielen, die zumeist von Gesängen begleitet werden."

Bei der Einzelarbeit wirkt der Gesang tröstend und ermunternd oder bei guter Stimmung erhaltend. Mag ihn die Negerin zum Reibstein oder zur Kornstampfe anstimmen, mag der Tischlergeselle zur Säge, der Zimmermaler zu den Pinselstrichen sein Lied ertönen lassen, immer hilft es über die Beschwerden und die Einförmigkeit des Werkes hinweg, erleichtert die Arbeit! Das Werk, das sich taktmäßig mit Gesang ausführen läßt, gelingt, wie von Zauberhänden beschleunigt.

Jene fröhlich unter Gesang verrichtete Arbeit ist bei uns von der Kultur allmählich verdrängt worden; sie findet sich nur noch im Leben der kulturarmen Völker mit ihren primitiven Werkzeugen und Arbeitsweisen. Was hat sie zum Verschwinden gebracht? Kurz gesagt, lautet die Antwort: die Entwicklung und Steigerung der Technik, die Erfindung verbesserter Arbeitsinstrumente und zuletzt der Gebrauch maschineller Hilfsmittel. Die ursprünglich freiere Gestaltung der Körperbewegungen wurde immer mehr beschränkt und von den neuen technischen Hilfsmitteln in steigendem Maße abhängig. Die Werkzeuge wirkten nicht mehr als Verstärkung der menschlichen Gliedmaßen, sie begannen eine gewisse technische Herrschaft über den Menschen auszuüben. Seit dem Gebrauch der modernen Maschinen verschwand die alte „Musik der Arbeit". Der arbeitende Mensch ist nicht mehr Herr seiner Bewegungen im urtümlichen Sinne, das Werkzeug ist Herr über ihn geworden; es diktiert ihm das Maß seiner Bewegungen: das *Tempo* und die *Dauer* seiner Arbeit ist seinem Willen entzogen; er ist an den

toten und doch so lebendigen Mechanismus gefesselt. Und damit hat auch der Arbeitsgesang aufgehört. Die Arbeit ist nicht mehr wie einst Musik und Poesie zugleich; sie ist es heute nur noch bei den Naturvölkern, die auf einer Stufe stehen, die in der ursprünglichen Form schon für einen großen Teil der Alten Welt überwunden war. In der Entwicklung der neueren und neuesten Zeit mußten die alten Arbeitsweisen immer mehr und zuletzt bis auf geringe Reste völlig verschwinden. Unsere beruflich ausgestaltete Tätigkeit ist nicht heiteres Spiel und froher Genuß, sondern ernste Pflicht.



Die Bedeutung der Kalksalze für den tierischen und menschlichen Organimus

Von Otto Gruner

Im Lauf des Sommers 1919 gelangten an die Medizinalabteilung des preußischen Ministeriums für Volkswohlfahrt Nachrichten über häufiges Vorkommen von krankhaften Veränderungen des Knochengerüstes. Auf Grund dieser Mitteilungen erhielten die Regierungspräsidenten den Auftrag, eingehende Berichte über diese ungewöhnlichen Erscheinungen in ihren jeweiligen Verwaltungsbezirken zu erstatten. Daraus ging hervor, daß auffallende krankhafte Knochenveränderungen und Knochenerweichungen seit dem Herbst 1918 mehr oder weniger überall in Preußen beobachtet wurden. Auch im übrigen Deutschland konnten ähnliche Wahrnehmungen gemacht werden. Diese Erkrankungen steigerten sich, erlangten eine Ausdehnung und treten in Formen auf, wie sie vorher nur bei den schwersten Fällen von Rhachitis oder bei der Knochenerweichung — Osteomalacie — bekannt gewesen sind. Knochenbrüche sind nicht mehr selten. Auch werden Altersklassen davon betroffen, bei denen man diese Erkrankungszustände zu sehen sonst nicht gewohnt war. Bis zum Herbst 1918 sind diese Fälle nur vereinzelt und unter Verhältnissen aufgetreten, die für diese Erkrankung besonders ungünstige Vorbedingungen boten. Nach den amtlichen Berichten sind diese Krankheitserscheinungen durch verminderte und verschlechterte Ernährung hervorgerufen, als Folge der Hungerblockade. In doppelter Hinsicht können diese Erscheinungen deshalb als „englische Krankheit" — wie man die Rhachitis nennt — bezeichnet werden.

Den Hauptteil der Kranken stellt die Altersklasse

bis einschließlich des fünften Lebensjahres. Fast völlig verschont bleiben Kinder vom sechsten bis zum vierzehnten Lebensjahre oder bis zu der Zeit, da sie ins Erwerbsleben eintreten. Dagegen finden sich die Krankheitserscheinungen sehr stark bei jungen Leuten vom vierzehnten bis neunzehnten Jahre. Nahezu frei davon bleiben dann die Menschen im Lebensalter von zwanzig bis fünfunddreißig Jahren. Von da an steigen die Erkrankungen allmählich und häufen sich zwischen dem vierzigsten und sechzigsten Lebensjahre.

Bei den kleinen Kindern macht sich das Leiden dadurch bemerkbar, daß sie Schmerzen beim Bewegen oder Angreifen ihrer Gliedmaßen oder des Rumpfes fühlen, die manchmal so stark sind, daß die Kinder beim bloßen Berühren des Körpers laut schreien. Häufig ist beobachtet worden, daß Kinder im dritten und vierten, ja sogar im fünften Lebensjahre noch nicht laufen können. Zwei- bis Sechsjährige verlernten das Laufen, das sie vorher zur rechten Zeit erlernt hatten, wieder völlig; manchmal vermögen solche Kinder sogar nicht mehr zu stehen. Es werden Erweichungen der langen Röhrenknochen beschrieben, die mit der Hand gebogen werden können. Knochenverbildungen, die man in normalen Zeiten — vor 1917 — bei rhachitischen Kindern beobachten konnte, nehmen bei derartig schweren organischen Veränderungen der Knochenmasse nicht selten ungeheuerliche Formen an.

Halbwüchsige junge Leute fallen plötzlich nach einem Bruch im untern Teile des Oberschenkels zusammen. Die Knochenbrüche heilen meist schlecht oder mit falscher Gelenkbildung. Bei vielen entstehen Plattfüße und X- oder O-Beinstellungen. Manchmal bildet sich im Kniegelenk ein blutig-wässeriger Erguß; schwere und schwerste

Verbildungen am Brustkorb und der Wirbelsäule — Verbiegungen nach hinten und seitliche Verkrümmung — sind häufig. Das alles sind Erscheinungen der Ernährungsschädigung, die in Hunderttausenden von Fällen Siechtum und Sterben zur Folge haben. Dies ist das Ergebnis der amtlichen Berichte.

Fälle von außergewöhnlicher Erweichung der Knochen finden sich in der ärztlichen Literatur vergangener Jahrhunderte beschrieben. So wurde am 8. März 1690 ein ungefähr dreißig Jahre altes Mädchen, dessen Knochen im ganzen Körper gebrochen waren, in ein französisches Spital gebracht; nach dem Sektionsbefund fand man sie „weich wie faule, feuchte Baumrinde". Die gleichen Erscheinungen zeigten sich bei einer Frau Supiot in Paris. Ein Arzt aus Toulouse, Courtial, beschrieb zehn Jahre später eine ähnliche Erkrankung. Eine Frau von zweiundzwanzig Jahren fühlte Schmerzen am ganzen Leib; sie konnte nicht mehr stehen. Nach achtzehn Monaten war sie um einen Schuh kleiner geworden. Nach dem Tod fanden sich alle Knochen „weicher als Wachs"; sie waren bei der Sektion „leichter zu durchschneiden als die Fleischteile". Im gleichen Jahre starb zu Toulouse ein Herr von Armaignac unter ähnlichen Erscheinungen; nach seinem Tode fand man sämtliche Knochen „voneinander getrennt und schwammig weich". Ueber die Vorgänge, welche zu solcher Auflösung sonst so fester Gebilde, wie es die Knochen in normalem Zustande sind, führten, konnten sich die Aerzte jener Zeit keine Rechenschaft geben. Offenbar war allein geworden, daß der „Kalk" aus den Knochen verschwunden war. Heute steht es fest, daß solche Erscheinungen durch Verarmung der Knochen an gewissen Kalksalzen bedingt sind. Es kann einer-

seits an mangelhafter Zufuhr der Kalksalze zu den Knochen gelegen sein, die der Art und Menge nach nicht genügend in der Nahrung vorhanden sind; anderseits bedarf der übrige Organismus zu seiner Erhaltung Kalksalze in flüssiger Form; werden diese unter gewissen Umständen ausgeschieden, so erfolgt ein Abbau dieser Stoffe aus den Knochen.

Tiefe Einblicke in diese überaus wichtigen und lange nicht genügend bekannten Vorgänge im tierischen und menschlichen Organismus verdanken wir den beiden gemeinschaftlich arbeitenden Gelehrten Rudolf Emmerich (†) und Oskar Löw. Es ist das besondere Verdienst dieser Männer, nachgewiesen zu haben, daß gewisse Mineralstoffe für unsere Ernährung von höchster Wichtigkeit sind, die dem menschlichen Körper in der Nahrung nicht in genügender Menge zugeführt werden. Bei der Ernährung der Tiere wurde mehr Rücksicht darauf genommen als beim Menschen.

Die alte Ansicht, daß die wesentliche Rolle des Kalks im Tierkörper in der Bildung von Knochen und Zähnen*) besteht, ist durch Forschungen der neueren Zeit dahin ergänzt worden, daß Kalk auch von großer Bedeutung für die anderen Organe ist, besonders aber sind für die Herztätigkeit und das Nervensystem wichtige Beziehungen erkannt worden. Aber auch in drüsigen Organen spielt Kalzium eine wichtige Rolle, wie aus vielen Beobachtungen hervorgeht.

Sowohl bei Pflanzen als auch bei Tieren ist Kalk in zweierlei Form enthalten, und zwar als die an organisierte Teile gebundener Kalk im Zellkern und als gelöster zirkulierender Kalk. Ein überwun-

*) Knochen und Zähne enthalten fast 98 Prozent von allem Kalk, der im Organismus der Wirbeltiere vorhanden ist.

dener Standpunkt ist die Ansicht, daß dem Kalk nur eine passive Rolle im tierischen Körper zufällt — im Skelettbau usw. Es ist erkannt worden, daß den Kalksalzen für verschiedene Organe eine hohe Bedeutung zukommt, und daß durch Entziehung des Kalkes der Tod der Zellen erfolgt.

Alle Organismen sind aus Zellen aufgebaut, deren wichtigster Teil der Zellkern ist; an den Eiweißkörper des Zellkernes ist der Kalk gebunden. Löw hat nun 1892 durch Versuche nachgewiesen, daß mit Ausscheidung dieses Kalkgehaltes aus dem Zellkern eine so schwere Störung erfolgt, daß das Absterben unter Zusammenschrumpfung des Kernes eintritt.

Der Kalziumgehalt der tierischen Organe wächst mit der Masse und Größe der Zellkerne. Drüsen und Ganglienzellen — graue Hirnmasse — enthalten drei- bis sechsmal so viel Kalk wie die an Kernmasse armen Muskeln der Säugetiere. Nicht nur in den Knochen und Zähnen spielt demnach der im Körper vorhandene Kalk eine bedeutende Rolle. Zu den kalkreichen Organen gehören die zahlreichen Drüsen, deren Tätigkeit für so viele Lebensvorgänge von höchster Wichtigkeit ist, und unter ihnen haben Leber, Niere und Bauchspeicheldrüse den höchsten Kalkgehalt; auch der Herzmuskel und die Lunge sind kalkhaltig.

Im Blute besitzen die so überaus wichtigen weißen Blutkörperchen, die „Freßzellen und Gesundheitspolizei", einen besonders großen kalkreichen Zellkern. Die weißen Blutkörperchen fressen die eingedrungenen Bakterien und verdauen sie. Wie Professor Hamburger feststellte, wird ein Körper um so widerstandsfähiger, je kalkreicher die weißen Blutkörperchen in ihrem Kampfe

gegen Bakterien sind. Und Oskar Löw bemerkte, daß durch entsprechende Kalkzufuhr eine Erhöhung der natürlichen Widerstandsfähigkeit gegen gewisse Infektionskrankheiten erreicht werden kann, und erwähnt die bekannten günstigen Wirkungen von eingeatmetem Kalk- und Gipsstaub bei Tuberkulose. Ernst Franck wies darauf hin, daß in dem böhmischen Ort Hlubotschep, in dem hauptsächlich Kalkbrennerei betrieben wird, nur halb so viel Menschen an Schwindsucht starben, als in der zwei Kilometer davon entfernten Ortschaft Butowitz, wo die Leute auf andere Weise ihren Lebensunterhalt erwerben. „Jene Kalkbrenner atmen so viel Kalkstaub ein, daß die Lunge als ein sehr kalkreiches und kalkbedürftiges Organ gegen die Schwindsuchtsbazillen widerstandsfähiger wird.... In einer Gipsformfabrik waren vierhundert Arbeiter siebzehn Jahre lang beschäftigt, und keiner von ihnen ist an Schwindsucht erkrankt. Auch sie schützten sich, ohne es zu wissen und zu wollen, durch Einatmung des Gipsstaubes — Gips ist schwefelsaurer Kalk — gegen Tuberkulose." Der wohltätige Einfluß bei Tuberkulösen, der in Aegypten durch das Einatmen kalkhaltiger Luft so häufig beobachtet worden ist, dürfte genugsam bekannt sein.

Kalkmangel in den Organen erhöht die Geneigtheit zu ihrer Erkrankung und hat Schwächezustände zur Folge; durch Steigerung des Kalkgehaltes kann die Lebensfähigkeit und Widerstandskraft der Organe erhöht werden.

Bei dem geringen Kalkgehalt einiger unserer wichtigsten Nahrungsmittel, wie Fleisch, Brot, Kartoffeln, Reis, Bohnen und Erbsen herrscht oft im Organismus ein gewisser Grad von Kalkbedürftig-

keit, der zwar noch nicht als Krankheitszustand empfunden wird, aber doch Anlaß geben kann zur Entwicklung von Erkrankungen, die je nach den betroffenen Organen verschieden sein können. Die nachhaltige Wirkung einer zu kalkarmen Nahrung wird aber noch gesteigert, wenn sie zugleich reich an Magnesia ist; denn die Zufuhr einer gewissen Magnesiamenge bedingt einen Verlust von Kalzium, eine Verdrängung von Kalzium aus den Organen und Geweben des Körpers, und bei wachsenden Tieren wird außerdem noch die Zurückhaltung von Kalk für die Knochenbildung verhindert. Nach Franck hat aber „die Kalkarmut unserer Nahrung noch einen anderen Nachteil. Kartoffeln und Muskelfleisch, sodann die Körner unserer Getreidearten enthalten nicht nur wenig Kalk, sondern auch viel Magnesia. Nun haben zwar auch die Magnesiasalze im Körper eine wichtige Aufgabe und sind nicht völlig unentbehrlich. Sobald sie aber dauernd in größerer Menge dem Körper zugeführt werden, wie es durch den vorwiegenden Genuß von Fleisch, Kartoffeln und Getreidekörnern, diese in Form des kleiehaltigen Schwarzbrotes, geschieht, werden sie schädlich. Schädlich, weil sie die Wirkung haben, daß der Kalk aus den Geweben des Körpers verdrängt wird. Die Kalkarmut unserer Nahrung hat daher nicht nur den Nachteil, daß uns nicht genug Kalk zugeführt wird, sondern auch noch den, daß sie von unseren unzureichenden Kalkvorräten zehrt". Wenn Magnesiasalze in größerer Menge sich ansammeln, wird das im Zellkern gebundene Kalzium teilweise dadurch ersetzt. Hierdurch wird aber der Zellkern und seine Funktionen geschädigt; findet eine Schädigung in un=

verhältnismäßigem Grade statt, so kann dies das Absterben des Zellkerns und damit den Tod der Zelle nach sich ziehen. Ist aber neben den Magnesiaverbindungen in den Zellen eine gewisse Menge von Kalziumverbindungen vorhanden, so wird die schädliche Wirkung der Magnesia verhindert.

Bei einer durchschnittlichen Tagesration von 750 Gramm Brot, 150 Gramm Fleisch und 125 Gramm Reis — wovon in den Blockadejahren nicht die Rede sein konnte — war die für den Körper nötige Kalkmenge nur etwa halb so groß, wie sie sein sollte, und wurde vom darin enthaltenen Magnesiagehalt um fünfzig Prozent übertroffen, obgleich davon viel weniger nötig wäre.

Nachweisbar wird Kalk aus dem tierischen Organismus im Kot und Urin ausgeschieden. Ist der Kalkgehalt der Nahrung unzureichend, dann findet man, daß die Kalkmenge im Kot und im Urin größer ist, als in der aufgenommenen Nahrung enthalten war. Wie erklärt sich diese auffallende Tatsache? Es sind die Knochen, welche diese Zuschüsse liefern, wodurch der erfolgte Kalkmangel des Blutes — der weißen Zellgebilde — wieder ausgeglichen wird. Allmählich aber leiden unter solchen unnatürlichen Zuständen gewisse Funktionen, und die körperliche und geistige Tätigkeit wird herabgemindert. Es ist ein in Laienkreisen leider weit verbreiteter Irrtum, daß im Organismus der Ausgewachsenen keinerlei Veränderungen der Knochenmasse nach Gewicht und stofflicher Zusammensetzung erfolgen. Man nimmt fälschlich rweise an, daß dies ausschließ-

lich nur während der hauptsächlichsten Wachstumsperioden möglich sei, und hält die Knochensubstanz Erwachsener für unveränderlich. Ein Blick auf die amtlichen Feststellungen über Knochenerweichungen genügt jedoch zur Feststellung dieser durchaus falschen und unbegründeten Annahme.

Damit sind nun jene eingangs geschilderten unendlich traurigen Erscheinungen der auffallend hohen Knochenbrüchigkeit erklärt. Nun treten die Folgen einer mangelhaften Ernährung furchtbar zutage. Und damit ist wohl auch die Stunde gekommen, um den hohen Wert der Emmerich-Löwschen Forschungsergebnisse gebührend zu würdigen und daraus Nutzen zu ziehen.

Es ist erwähnt worden, daß man bei der Tierzucht schon früher auf die Wichtigkeit des Kalkes im Organismus geachtet hat. Zwei Gelehrte beobachteten ein Huhn, das ein Bein gebrochen hatte. Die Heilung erfolgte normal, aber während dieser Zeit legte das Huhn Eier ohne Schale. Der Kalk, den die Henne mit der Nahrung aufnahm, wurde zur Heilung des Knochenbruches verwendet; zur Bildung der Eierschale blieb nichts übrig. Daraus ist der Schluß zu ziehen, daß auch bei Menschen, die Arm- oder Beinbrüche oder sonstige Knochenverletzungen erlitten haben, durch entsprechende Kalkaufnahme wesentlich zur Heilung beigetragen werden kann. Es ist bekannt, daß man Hühnern, die Eier legen sollen, zerstoßene Eierschalen mit unter das Futter mengt, da sie zur Bildung der Eier viel kohlensauren Kalk nötig haben. Geschieht das nicht, so fressen sie Mörtel oder picken den Kalk von den Wänden. Werden Hühner dauernd mit kalkarmer Nahrung, Kartoffeln und Gerste, gefüttert, so legen sie gleichfalls Eier ohne Schale und zuletzt keine Eier mehr. Zu den

Nahrungsmitteln, die zugleich kalkarm und magnesiareich sind, gehören vor allem die Körner der verschiedenen Getreidearten, Kartoffeln und das Muskelfleisch. Weiske hat nachgewiesen, daß bei Kaninchen fortgesetzte Haferfütterung zum Kalkabbau aus den Knochen führte. Haferkörner enthalten drei- bis viermal so viel Magnesia wie Kalk. Im Jahre 1842 hat Chaussat Tauben ausschließlich mit Weizensamen gefüttert, wozu sie gewöhnliches Wasser erhielten; nach drei Monaten trat eine Erkrankung ein. Es stellten sich Diarrhöen und Abnahme des Körpergewichts ein, und nach acht bis zehn Monaten starben die Tauben. Die Knochen der Tiere waren so dünn geworden, daß beide Füße einer Taube noch bei Lebzeiten brachen. Eine andere erlag einem dreifachen Knochenbruch. Nach der Sektion ergab sich, daß die Knochensubstanz an vielen Stellen verschwunden war. Die zu diesem Versuch gehaltenen Kontrolltauben, welche gepulverten Mörtel außer dem Weizen erhalten hatten, waren völlig normal geblieben. Bei der Vogelzucht ist die Wichtigkeit des Kalkes für die Ernährung längst erkannt worden: man steckt den Vögeln die Schale des kalkreichen Tintenfisches zwischen die Stäbe des Käfigs. Hunde ergänzen den Kalkmangel der ihnen gereichten Nahrung instinktiv durch Verzehren von Knochen. Hunden und Katzen gibt man gerne Leber und Milz; beides sind drüsige Organe, die vier- bis sechsmal so viel Kalk enthalten wie kalkarmes Muskelfleisch, das wir zu unserer Nahrung bevorzugen; die Tiere erhalten demnach — allerdings ohne unser Wissen — das „bessere Teil". Kälber, Pferde und Schweine fressen zuweilen aus Kalkhunger den Mauerkalk ab. Jäger und Förster legen Kalksalz-

leckſteine in ihre Reviere; damit erzielen ſie beim Wild eine beſonders ſchöne Geweih- und Gehörnbildung. So erwähnt Franck auch: „Wenn Schafe Kalkhunger haben, dann freſſen ſie ſich gegenſeitig die Wolle weg; Hühner reißen ſich in ſolchen Fällen die Federn aus. Dies erklärt ſich daraus, daß es neben Kieſelſäure und Protein hauptſächlich Kalk iſt, der Federn, Haare und Wolle bildet. Die Aſche der Haare iſt verhältnismäßig kalkreich, und Haare werden, ebenſo wie Wolle und Federn, von drüſigen Organen, ſogenannten Haarzwiebeln, erzeugt, und dieſe ſind kalkreiche und kalkbedürftige Gebilde." Da auch zum Aufbau der Fingernägel Kalk nötig iſt, ſo darf es als Zeichen von Kalkhunger gelten, wenn jemand die eigenen Nägel mit den Zähnen zerbeißt und zerkaut.

Nun iſt es wohl auch verſtändlich, daß während der Schwangerſchaft, in der ein ſo bedeutendes Kalkbedürfnis zum Aufbau eines Lebeweſens beſteht, von Frauen nicht ſelten Kalk und Kreide gegeſſen wird. In ſolcher Zeit lockern ſich häufig bei Frauen die Zähne, Plomben fallen aus und auch die Haare gehen maſſenweiſe aus. In allen dieſen Fällen findet Abbau von Kalk aus dem eigenen dadurch oft ſchwer geſchädigten Organismus ſtatt. Wenn man die Entwicklung des Knochengerüſtes im werdenden Kinde betrachtet, ſo ergibt ſich die Frage, woher der Kalk dazu ſtammt, obwohl die Nahrung ſo häufig kalkarm iſt. Daß der für das ſich bildende Lebeweſen nötige Kalk buchſtäblich aus den eigenen Knochen der Mutter auf dem Umwege durch das Blut herbeigeſchafft wird, bedarf keiner weiteren Erklärung, denn leider tritt gar nicht ſo ſelten durch Kalkentziehung aus den Knochen bei der Mutter Knochenerweichung ein. Ebenſowenig kann es noch irgend

verwunderlich erscheinen, daß Kinder so häufig mit allen Merkmalen der Rhachitis zur Welt kommen. In kalkarmen Gegenden kann es sogar drei Jahre und länger dauern, bis das Kind aufrecht zu stehen vermag. Hessische Bauern haben den Zusammenhang zwischen Kalk und Knochenbildung offenbar längst erkannt, denn Justus Liebig machte schon darauf aufmerksam, daß dort die Mütter ihren zahnenden Kindern löffelweise reines Kalkwasser eingeben.

Am Fuße der Vogesen liegt Forbach auf Sandsteinboden; Kalk findet sich nicht in der Nähe und auch weiter entfernt nur in größerer Höhenlage. Die Kinder leiden dort in der Regel an der englischen Krankheit, haben krumme Beine und können mit vier Jahren noch nicht laufen. Die Mütter müssen, wenn sie ihr Kind unterm Herzen tragen, an Krücken gehen, weil sie an Knochenerweichung leiden. Die kälbertragenden Kühe aus der Forbacher Gegend brechen auffallend oft die Beine, und die Ferkel springen nicht munter umher, sondern liegen meist apathisch am Boden. Nur vier bis fünf Kilometer von Forbach entfernt liegen die Dörfer Gaubivingen, Tetingen, Tentelingen und Spichern, umgeben von Kalkformationen. Die Einwohner sind kräftige, gesunde Gestalten, und bei den Tieren sind keinerlei schwache Knochen mit ihren traurigen Folgen zu beobachten. Der auf diesem kalkreichen Boden wachsende Hafer wird mit Vorliebe gekauft, weil er „mehr ausgibt" als der Hafer aus Sandsteindistrikten. In der Gegend von Freudenstadt im Schwarzwald mit seinen Bundsandsteinen ist der Boden allgemein kalkarm; dort tritt bei den Tieren Knochenbrüchigkeit oft geradezu seuchenartig auf. Löw macht darauf aufmerksam, daß bei Pferdezüchtern seit langem

bekannt sei, daß die Entwicklung der in kalkarmen Gegenden aufwachsenden Pferde ungenügend sein muß und Knochenbrüchigkeit dort eine häufige Erkrankung ist. Die schönsten, kräftigsten und gesündesten Pferde kommen aus Gegenden mit kalkreichem Boden. In den Vereinigten Staaten sind Pferde und Rinder aus der Kalkformation Kentuckys besonders berühmt und gesucht. Kalkreicher Boden und kalkreiches Futter sind Grundbedingungen für ein Vollblutgestüt; deshalb verlegte man seinerzeit das preußische Hauptgestüt von Graditz in ein kalkreiches Gebiet.

Auch in Ungarn machte man nach der Verlegung eines Gestütes schlechte Erfahrungen mit den am neuen Platz gezüchteten Pferden. Erst nachdem man die Wiesen, auf denen die Pferde grasten, ausgiebig gekalkt hatte, gelang es wieder, Pferde von untadelhaftem Wuchse und Gesundheit aufzuzüchten. Löw erfuhr bei einem längeren Aufenthalt in Portorico, daß die Pferde im westlichen Teile der Insel, in dem kalkarme Tonformation vorherrscht, oft an Knochenbrüchigkeit leiden, wenn sie sich hauptsächlich von dem dort wachsenden Grase nähren. Wenn sie dann in Gegenden mit Kalkformationen gebracht werden, erholen sie sich wieder in fünf bis sechs Monaten. Es ist in Tierzüchterkreisen bekannt, daß Simmentalervieh in kalkarmen Gegenden sich verschlechtert und entartet; das gilt auch für Pferde aus der Percheregion bei Brest. Pferdezüchter in den Sandsteinregionen Hannovers senden die jungen Hengstfohlen nach den Kalkdistrikten Mecklenburgs und kaufen sie nach drei bis vier Jahren wieder zurück.

Nach allem bisherigen zeigt es sich wohl klar und deutlich genug, welch große Bedeutung die Kalksalze für die Ernährung haben, und worin die gar nicht hoch

genug zu schätzenden Verdienste von Rudolf Emmerich und Oskar Löw liegen. Mit vollem Recht behauptet Franck: „Es ist ja das Merkmal jeder großen neuen Lehre, daß sie zuerst ein Erstaunen darüber auslöst, wie seltsam es doch sei, daß bisher noch keiner auf diesen so einfachen, so einleuchtenden Gedanken gekommen ist.“

Welchen Nutzen vermag nun der Einzelne und die Allgemeinheit aus diesen Forschungsergebnissen zu ziehen, deren Richtigkeit durch die eingangs geschilderten traurigen Hungerfolgen leider nur allzu augenscheinlich bestätigt wird? Emmerich-Löw schlugen vor, dem Organismus chemisch reines, kristallisiertes Chlorkalzium zuzuführen als das in erster Linie zu berücksichtigende Kalksalz. Nicht zu verwechseln ist es mit dem giftigen Chlorkalk oder Chlorkali. Man kauft Chlorkalzium in kleinen Mengen; hundert Gramm werden in einem halben Liter destillierten Wassers aufgelöst. Diese Menge reicht für eine Person bei täglich dreimaligem Gebrauch einen Monat und kostet etwa dreißig Pfennige. Früh, mittags und abends nimmt man, stets zu den jeweiligen Mahlzeiten — also nicht auf nüchternen Magen — einen Kaffelöffel voll als Zusatz zu Speisen oder Getränken oder auch besonders mit etwas Wasser weiter verdünnt. Der bittersalzige Geschmack des Chlorkalziums ist dann kaum mehr wahrnehmbar. Durch regelmäßige Zuführung dieses Stoffes wird im menschlichen Körper der erforderliche Ueberschuß des Kalziums über das Magnesia herbeigeführt.

Da der Laie dazu neigt, sich aus Mangel an sachlicher Einsicht an Worte zu halten, denen er falsche Deutungen und vermeintliche „Erklärungen“ gewisser

Vorgänge entnimmt, so glaubt er, man könne durch Kalkgenuß Arterienverkalkung bekommen. Dies ist jedoch ein ebenso schädlicher als grundloser Aberglaube, dem man nur verfallen kann, wenn weder über die Vorgänge beim Kalkstoffwechsel, noch über die Entstehung der Arterienverkalkung klare Vorstellungen vorhanden sind. Daß über dieses Leiden so falsche Meinungen verbreitet sind, daran ist die gewissenlose und wohlberechnete Methode schuld, mit der in Zeitungsinseraten falsche Auffassungen verbreitet werden. Die Arteriosklerose ist kein Altersleiden; es gibt „greise Jünglinge“, die alle Zeichen der Blutgefäßentartung aufweisen. Die Arterienverkalkung ist eine Erkrankung der Schlagaderwände, die durch dauernd erhöhten Blutdruck entsteht. Kalkdiät hat auch auf dieses Leiden günstigen Einfluß, denn das Chlorkalzium kräftigt das Herz, und dadurch verringert sich auch der Blutdruck — die eigentliche Ursache des Uebels.

Nach dem Vorschlag der beiden Gelehrten sollten die für den Organismus wegen seiner Kalkbedürftigkeit und der ungenügenden Kalkzufuhr durch die Nahrung nötigen Mengen dem Brot zugesetzt werden. Kalziumbrot und Kalziumzwieback für Säuglinge und Magenleidende hat man vor dem Kriege vielfach hergestellt; leider ist man davon abgekommen. Das ist umso bedauerlicher, als für das „gestreckte“, an Nährwerten arme Kriegsbrot der Zusatz von Chlorkalzium von größter Wichtigkeit gewesen wäre. Franck sagt geradezu: „Die in neuerer Zeit (vor dem Kriege) in immer anderen Formen auftauchenden Vollkornbrote, für die so viel unverdiente Reklame gemacht wird, enthalten nicht nur wenig Kalk, sondern sogar vielzuviel Magnesia, fast

viermal so viel Magnesia als Kalk — also in einem sehr ungünstigen Verhältnis.... Durch den Genuß solcher magnesiareicher, kalkarmer Vollkornbrote wird die Gesundheit ungünstig beeinflußt."

Instinktiv hat man stets das Mehl verbessert und die vorzugsweise in der Kleie gebundene Magnesia entfernt. Mit der Herstellung feinsten Weizenmehls war es gelungen, den Magnesiaüberschuß so weit zu verringern, daß das Kalk-Magnesia-Verhältnis günstiger ist als vor der Entfernung der Kleie. Löw verwies auf Königs Tabelle. In hundert Teilen solchen Mehls ist enthalten:

	Weizenmehl		Kleie
	feinstes	grobes	
Kalk	7,48	6,32	2,97
Magnesia	7,70	11,22	16,97

Manchmal fühlt man den verschiedenen Wert des Brotes unwillkürlich und gibt es nach einiger Zeit wieder auf, Vollkornbrot zu sich zu nehmen. Diese Art Brot sollte stets den vorgeschriebenen Chlorkalziumzusatz erhalten. Hier gilt es viel gutzumachen.

Da es uns aber nicht nur im Brot, sondern auch in den anderen wichtigsten Nahrungsmitteln, besonders im Winter bei dem Mangel an frischen Gemüsen, an den nötigen Kalksalzen fehlt, müssen wir darauf bedacht sein, den auf die Dauer sonst unvermeidlichen Schädigungen des Organismus durch Zufuhr von Chlorkalzium vorzubeugen. Sind die durch kalkarme Ernährung verursachten Leiden einmal fühlbar geworden, dann kann und darf man nicht erwarten, daß sie rasch wieder behoben werden können. Die Ursachen, als deren Folge die jetzt so beängstigend auftretenden Knochenleiden zu betrachten

sind, haben ja doch lange Zeit vorher bestanden; denn der Kalk in Knochen und Zähnen wird immer nur im schlimmsten Notfalle, wenn der Hunger nach diesem Stoff die Grenze überschreitet, angegriffen, worauf allmählich in steigendem Maße schwere Schädigungen des Körpers zustandekommen. Die „Kalziumdiät" sollte deshalb allgemein befolgt werden, um der weiteren Entwicklung, vor allem aber dem möglichen Entstehen schwerer, langsam heilender Leiden verschiedenster Art vorzubeugen. Emmerich bemerkte ausdrücklich, daß oft im Organismus ein gewisser Grad von Kalkbedürftigkeit herrschen kann, der noch nicht als Krankheitszustand empfunden wird, aber doch Veranlassung gibt zur Entwicklung von Krankheiten, die je nach den betroffenen Organen sehr verschieden sein können. Daß selbst anscheinend gesunde Menschen sich in einem kalkbedürftigen Zustand befinden können, dürfte aus der Beobachtung hervorgehen, daß eine mäßige Chlornatriumzufuhr häufig eine Gewichtszunahme hervorruft. Und Franck sagt: „Ein in der Regel schon bald eintretender Erfolg der Kalkdiät ist die dadurch erzielte Hebung des Allgemeinbefindens. . . . Manche lästigen körperlichen Erscheinungen, wie Nervosität, leichte Ermüdbarkeit, blasse Gesichtsfarbe, träge Verdauung, Schlaf- und Appetitlosigkeit, Blutandrang zum Kopf, nachlassende oder überhaupt geringe körperliche und geistige Leistungsfähigkeit, Gemütsverstimmungen, Neigung zum Schwitzen, zu Rheumatismen und Katarrhen — alles dies hat seine Ursache oft in nichts anderem als in Kalkverarmung des Körpers, dem es an zureichender Kalkzufuhr fehlt. Es ist daher gar nicht überraschend, sondern ein ganz natürlicher Vorgang, wenn diese Erscheinungen verschwinden, sobald eine regelmäßige und ausreichende Kalkdiät einsetzt."

Leidet unser ganzes Volk an den furchtbaren Folgen der Hungerblockade, so ist ihm doch in der billigen Kalkdiät, die täglich nur Pfennige kostet, ein wahrhaft volkstümliches Mittel geboten; vielleicht müßte leider für nicht wenige erst der Preis höher sein, damit sie an eine „große" Wirkung glauben könnten.

Eine niederländische Autorität, Professor Voorhoeve, schrieb vor mehreren Jahren: „Die Bedeutung des Kalziums für den Organismus und die Vielseitigkeit seiner Rolle im tierischen Haushalt geht aus den verschiedenen Arbeiten der letzten Jahre hervor, und der Kalk nimmt jetzt eine ganz hervorragende Stelle in der Physiologie und Pathologie des Stoffwechsels ein. Bei den verschiedensten Lebensäußerungen und pathologischen Zuständen findet man den Kalk immer als einen bedeutenden Faktor wieder." Und mit vollem Recht behauptet Franck, daß es sich bei der von Emmerich-Löw aufgestellten Lehre um eine „Angelegenheit handelt, die von der größten Tragweite für die Volksgesundheit und den Kulturfortschritt ist".



Von sterbenden Bäumen

Von B. Haldy

Aus den wissenschaftlichen Ergebnissen der Erdgeschichte geht hervor, daß in Zeiträumen von Jahrmillionen Umwälzungen auf der Erde vor sich gegangen sind, durch deren Gewalt alles vernichtet wurde. So riesenhaft aber diese Vorgänge auch gewesen sind, es wurden dabei doch nicht alle Geschöpfe ausgetilgt. Ein Teil ging mit herüber in das Neuland der Erde; was sterben mußte, liegt seit jenen Zeiten zwischen den einzelnen Erdschichten geborgen. Die Rolle des schonungslosen Vernichters blieb allein dem Menschen vorbehalten, und zwar nicht dem primitiven, sondern dem Kulturmenschen.

Wer möchte glauben, daß der öde, traurige Karst, der heute hinter Ragusa aufsteigt, einst ein meilenweites rauschendes Waldland war? Daß das Land der alten Griechen, daß Italien, Südfrankreich, Spanien einst die herrlichsten Waldungen bargen? Kein noch so gewaltiges Naturereignis, mochte es noch so verheerend sein, hat so gründliche Vertilgungsarbeit getan wie der Mensch. Und zwar sind es vorwiegend die Länder romanischer Zunge, in denen in der Waldverwüstung das Großartigste geleistet worden ist. Die Menschen jener Länder haben diese Barbarei nach Südamerika, nach Westindien, kurz überall dahin getragen, wo ihr Fuß hintrat. Daß sie die betroffenen Länder dadurch zur Einöde machten und die Bewohner zur Armut verdammten, kam ihnen in der Sucht nach dem Gewinn des Augenblicks nicht in den Sinn.

Es ist als Ehrenzeugnis für die germanische Rasse zu betrachten, daß sie den Baum, den Wald ehrte. Einerseits hängt das mit dem alten religiösen Kult zusammen, der den Wald heilig sprach, weil er den

Menschen nährte und barg. Der Umstand aber, daß Deutschland ein ungeheures Waldland war und zum Teil noch ist — manche deutsche Gliedstaaten sind noch fast zur Hälfte mit Wald bedeckt —, hätte den Wald nicht vor Vernichtung bewahrt, etwa weil die zu verderbende Menge zu groß gewesen wäre. Der Mensch hat Mittel und Wege, blühende Länder binnen kurzem zur Einöde zu machen. Er hat es oft genug bewiesen.

Der Deutsche erkannte früh die unbedingte Schonung des Waldes als Notwendigkeit. Besäßen wir nicht unsere Wälder dank unserer Jahrhunderte alten hochentwickelten Forstwirtschaft, dann hätten wir sicherlich auch dieselben Verhältnisse wie das untere Italien. Der Wald ist in klimatischer und wirtschaftlicher Beziehung ein Faktor von ganz gewaltiger Bedeutung. Wo er einmal in größerer Ausdehnung vernichtet ist, da hält es schwer, den früheren günstigen Zustand wieder zu schaffen.

Urwälder finden wir im Reichsgebiet nur noch wenige. Durch die Naturschutzbewegung sind erfreulicherweise einige große Banngebiete geschaffen worden; auch der achthundert Meter hoch gelegene wilde Urwald auf dem Taufstein im Vogelsberg gehört dazu. Durch die geregelte Forstkultur ging aber auch eine Anzahl von Bäumen zurück, die früher allgemein verbreitet waren. So die Eibe. Einst ein hochedler Baum, der allein berufen war, das Holz für Bogen und Armbrust zu geben, fristet sie heute in einem kleinen, hochbejahrten Bestand in Thüringen den Rest ihrer Tage.

Selbst die Eiche ist zurückgedrängt worden. Die gewaltigen Spessartriesen fallen von Jahr zu Jahr mehr der Axt zum Opfer; die Forstverwaltung sieht in ihnen nur den Nutzungswert, und — Eichenholz

steht hoch im Preise, zumal es immer mehr hinsichtlich der Anbaufläche den Nadelträgern weichen muß.

Die Dorflinde gehört fast in das Gebiet der Sage. Nur an Orten, die weitab vom Verkehr liegen, wie der hohe Vogelsberg, finden sich noch wahre Riesen. Diese Dorfheiligtümer sind unantastbar; weniger die ebenfalls oft mächtigen Walnußbäume, denen rücksichtsloses Wüten ebenfalls hart zugesetzt hat, und die Pappeln, die, im Alter von wahrhaft imposanter Größe, auch nach und nach ihrem Nutzungswert zum Opfer fallen.

Immerhin sind im alten Europa die Verhältnisse noch recht günstig. In der Neuen Welt aber feiert das unverhüllte Spekulantentum wahre Orgien der Baumvernichtung. Unlängst starb der Großwaldbesitzer Weyerhäuser. Er besaß im Gebiet der Union Wälder im Wert von etwa zwei Milliarden. Keine Regierung wäre vermögend, ihn oder seine Erben an der rücksichtslosesten Ausnutzung dieses Kapitals zu hindern. Forstwirtschaft gibt es in Amerika, das angeblich für die Rettung der „Zivilisation" kämpfte, kaum dem Namen nach. Ein bezeichnendes Beispiel, wie in den Staaten der Union gehaust wird, zeigt die Geschichte des Calaveras- und Mariposahains mit seinen Riesenbäumen aus der Gattung Sequoia. Die Bäume, deren Zahl nicht unbeträchtlich ist, die aber zum Teil schwer durch Feuer beschädigt sind, haben eine Höhe von über hundert, bei einer Dicke von mehr als zwölf Metern. Den größten Stücken schreibt man ein Alter von mehr als fünftausend Jahren zu. Die Beschädigungen rühren durch Feuer her, und zwar von Bränden, die vor länger als tausend Jahren wüteten, denn die umgebenden Zuckerfichten, ebenfalls schon annähernd neunhundert Jahre alt, sind völlig unversehrt.

Aber auch vor diesem Weltwunder hat das rücksichtslos geldgierige Spekulantentum, diese Pest für alle gesunde Kultur, nicht haltgemacht. Schon wenige Jahre nach der 1852 erfolgten Entdeckung des Hains begann man mit dem Fällen. Aber nachdem ein Trupp Arbeiter sich monatelang umsonst abgemüht hatte, gab man die „Unternehmung" wieder auf — vorläufig, bis die Sägemühlen ihren Kreis enger um das Gebiet gezogen haben; endgültig erst dann, wenn der Staat Kalifornien es für geboten hält, seine schützende Hand auf die Wälder zu legen. Geschieht nichts, so können wir Dinge erleben wie mit den Edelhölzern der Tropen. Der Mahagonibaum wuchs dort einst in unerschöpflicher Fülle, bis die Spanier fanden, daß er ein vorzügliches Schiffsbauholz abgäbe. Das wäre weiter nicht schlimm gewesen, aber der Raubbau, der getrieben wurde, spottet jeder Beschreibung. Man schlug ganze Wälder nieder, um die Stämme zu neun Zehnteln verfaulen zu lassen; denn man suchte nur die besten heraus, nachdem man auch die jüngeren, noch unbrauchbaren vernichtet hatte. Schließlich kam es so weit, daß man Prämien auf die Auffindung von großen Mahagonistämmen setzte. Einen Begriff von diesem sinnlosen Vernichtungskrieg kann man sich machen, wenn man bedenkt, daß selbst die unerschöpfliche Lebenskraft der Tropennatur nicht stark genug war, durch Erhaltung der Art das Wüten der Menschen auszugleichen.

Ein gleiches Schicksal wurde dem Giftbaum Indonesiens — Upas antiar oder Antiaris toxicaria — zuteil. Aus seinem Saft bereiten die Eingeborenen ihr Pfeilgift, und wenn man den Baum verletzt, dann spritzt weiße Milch als ätzender Quell hervor. Das ist aber auch alles; lächerliche Märchen, nach denen unter

anderem seine Ausdünstung alles Lebende auf weite Entfernung hin töten sollte, waren die Folge, daß man ihm schonungslos mit Feuer und Axt zuleibe ging. Jetzt trifft man diesen Baum nur noch vereinzelt hoch oben in den Bergwäldern Javas, als eines der interessantesten Glieder der Pflanzenwelt überhaupt.

Auch dem Gummibaum ging es nicht besser als dem Mahagoni. Es gibt ja nun gummiliefernde Pflanzen, die ganz verschiedenen Familien angehören, aber das Raubsystem war auf sie alle anwendbar. Man schlug sie um, gewann einen Bruchteil der Menge des kostbaren Stoffes, die man bei geordnetem Verfahren hätte erhalten können, und Baumleichen bezeichneten wieder einmal den Weg, den angebliche Kulturpioniere gegangen sind. Nun ist man gezwungen, die Gummipflanzen mühsam im Plantagenbau zu pflegen.

Das klassische Beispiel vom sterbenden Baum ist die Libanonzeder. Nicht sehr weit vom syrischen Tripolis, im Libanon, und zwar in einer Höhe von nahezu dreitausend Metern liegt dieser einzigartige Wald. Nur dort ist die echte Zeder noch zu finden, deren Holz König Salomo zum Tempelbau verwenden ließ. Man muß es der türkischen Regierung und besonders dem ehemaligen Statthalter von Syrien, Rustem Pascha, als außerordentliches Verdienst anrechnen, daß sie den Zedernwald vor völligem Untergang gerettet haben. Sieben Zedern fand Rustem vor, als er vor etwa vierzig Jahren die ersten Schutzmaßnahmen traf; und es war höchste Zeit. Noch einige Jahre, und der türkische Fatalismus im Verein mit dem dort ebenso starken christlichen hätte die letzte Zeder vom Boden vertilgt. Die eigentlichen Schädiger waren die Ziegen. Der Wald verjüngte sich immerfort von selbst; sobald

aber eine junge Pflanze die ersten Spitzen zeigte, wurde sie von den Hörnerträgern abgefressen. Rustem ließ den Baumbestand umfriedigen und setzte harte Strafen auf jedes Vergehen gegen die Bäume. Nur diesem Verfahren ist es zu danken, daß heute an jener Stelle ein prachtvoller Zedernwald entstanden ist, aus dem schon mancher Abkömmling in europäische Gärten gesandt worden ist. Den Rückgang in seinem Bestand hat das Zedernholz seinen hervorragenden Eigenschaften zu verdanken. Es ist ein Edelholz ersten Ranges, vorzüglich zu bearbeiten und wohlriechend. Zigarrenkistchen und Bleistifthüllen sind aber nicht aus ihm hergestellt, sie entstammen vielmehr einer amerikanischen Laubholzart — die Libanonzeder ist bekanntlich ein Nadelbaum —, dem Zedrobaum, der in Aussehen und Geruch des Holzes einige Ähnlichkeit mit dem der echten Zeder besitzt.

Als man dies sogenannte rote Zedernholz in den Wäldern Nordamerikas auffand, wurde in die Welt posaunt, die dort vorhandenen ungeheuren Vorräte vermöchten die einschlägigen Industrien auf Jahrhunderte hinaus zu versorgen. Vor Jahr und Tag aber kam die Überraschung: die Vorräte sind völlig erschöpft. Das heißt auf gut deutsch: durch amerikanischen Raubbau im Verein mit dem Fehlen jeglicher Forstkultur ist der Zedrobaum ausgerottet worden. Genau so ging es mit dem Hickorybaum, bekannter unter dem Namen „Weiße Walnuß". Dieser Hickorybaum, dessen Früchte in Amerika sehr beliebt sind, ist ein höchst wertvoller Nutzbaum. Eine traurige Rolle aber hat er namentlich vor dem Sezessionskriege gespielt, indem seine ungemein zähen Äste zum Prügeln der Sklaven benutzt wurden.

Die nächste Folge des Holzmangels wird nun ein fieberhaftes Suchen nach Ersatz sein. Und dessen Folge wieder ein rücksichtsloser Raubbau auf Kosten anderer Holzarten. Und so weiter bis zum Ende. Trotz aller Schäden, die sich bisher zeigten, scheint man sich in den Vereinigten Staaten in der Hoffnung zu wiegen, daß die Wälder unerschöpflich seien. Man weiß noch immer nicht, daß auch der tiefste See einen Boden hat. Das Unternehmertum fragt allerdings niemals nach den Folgen; für jene Kreise gilt das Wort: „Nach uns die Sintflut!" Und die schweren wirtschaftlichen Schläge werden ja auch erst die nächste oder übernächste Generation treffen. So riesiger Waldverlust muß über kurz oder lang als nationales und nicht zuletzt auch als kulturelles Unglück gebucht werden. Nur eine mit aller Entschlossenheit tatkräftig betriebene und streng geregelte Forstwirtschaft könnte diesem Unheil entgegenarbeiten, solange es nicht zu spät ist. Sind erst einmal weite Flächen abgeholzt, dann wird alles Bemühen zur Aufforstung vergebens sein. Diese Gesichtspunkte berücksichtigend, hatte die deutsche Kolonialverwaltung mit forstwirtschaftlicher Tätigkeit in den Kolonien eingesetzt, nachdem darin England in Indien und Holland auf den Sundainseln vorangegangen waren. Ob solche Unternehmungen den in anderen Weltteilen angerichteten Schaden auszugleichen vermögen, muß die Zukunft lehren.



Die Messung der Geschwindigkeit von Luftfahrzeugen

Von K. Trott

Mit 4 Zeichnungen

Der kurze Zeit vor Kriegsausbruch ins Leben gerufene Wetterberatungsdienst soll unter anderem den Zweck haben, Luftfahrer vor plötzlichen Gewitterstürmen, sogenannten Böen, zu warnen und ihnen Gelegenheit geben, sich rechtzeitig aus der Gefahrzone zu entfernen. Wie notwendig eine derartige Einrichtung ist, zeigen die vielen schweren Unfälle, die ihre Ursache in solchen Böen finden, und von denen bekanntlich auch unsere Zeppeline nicht verschont geblieben sind. Soll dieser Wetterberatungsdienst seinen Zweck jedoch ganz erfüllen, so muß der Luftfahrer nicht allein darüber unterrichtet sein, an welcher Stelle er sich befindet, sondern er muß auch wissen, ob es ihm bei einer Fahrt mit einem bestimmten Ziel gelingen wird, der Gefahrzone rechtzeitig auszuweichen oder noch früher am Bestimmungsort anzukommen, ehe die Böe ihn erreicht; mit anderen Worten, er muß seine Fahrtgeschwindigkeit genau kennen. Während bei einer Ortsbestimmung die Hauptaufgabe der drahtlosen Telegraphie mit ihrem etwas verwickelten Apparateaufwand zufällt, ist eine Geschwindigkeitsmessung mit verhältnismäßig einfachen Mitteln zu erreichen, und zwar aus dem Grunde, weil sich die hierzu notwendigen Instrumente fast auf jedem Luftfahrzeuge, vielleicht nur in etwas anderer Form, vorfinden.

Die hauptsächlichsten Verfahren für die Geschwindigkeitsmessung stützen sich zum Teil auf das Gesetz des Beharrungsvermögens, zum Teil auf die Wiedergabe der Landschaft in einer photographischen Kamera

und schließlich auf direkte Messungen durch Visieren unter Hinzuziehung der Landkarte.

Wir wissen, daß ein Körper b, der sich an oder in einem bewegten Gegenstand a befindet, das Bestreben hat, diese Bewegung beizubehalten. Bei einer Hemmung der Bewegung von a wird der Körper b also in der Fahrtrichtung vorauszueilen, bei einer Beschleunigung dagegen zurückzubleiben suchen. Wir erleben eine auf diesem Prinzip beruhende Tatsache alle Tage an uns selbst in der Straßenbahn; wenn diese rasch anfährt, fühlen wir uns nach rückwärts geschleudert, dagegen wenn sie plötzlich anhält, nach vorn gestoßen. Auch das in Abbildung 1 gezeichnete Pendel wird, wenn sich das Luftschiff in der Pfeilrichtung in Bewegung setzt, nach rechts aus seiner Ruhelage abweichen, dagegen bei einer Verminderung der Geschwindigkeit nach links, so daß ein mit ihm verbundener Zeiger bis zu einem gewissen Punkte an einer Skala ausschlägt. Erst nach Erreichung einer gleichmäßigen Fahrt nimmt das Pendel infolge der Einwirkung der Schwerkraft seine ursprüngliche Lage wieder ein. Das dauernde Zurückbleiben eines zu leichten Pendels während der Fahrt infolge des Luftwiderstandes kommt natürlich hier außer Betracht.

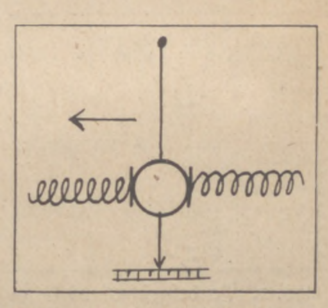


Abb. 1. Schematische Darstellung der Bewegung eines Pendels beim Anfahren eines Luftschiffs.

Nun würde aber die Tatsache allein, daß das Pendel nach rechts oder links (im Sinne der Fahrtrichtung nach vorn oder hinten) ausschlägt, uns nur sagen, daß eine

Veränderung in der Geschwindigkeit des Fahrzeugs eingetreten ist; wir könnten aber noch nicht feststellen, wie groß die Veränderung ist. Um dies zu erreichen, lagert man die Pendelkugel zwischen zwei Federn von bekannter Spannung; aus dieser, zusammen mit der gleichfalls bekannten Masse (Gewicht) der Kugel, kann man nun die eingetretene Veränderung (Beschleunigung oder Verzögerung) der Geschwindigkeit berechnen.

Aber auch dieser Weg wäre für den Luftschiffer noch viel zu umständlich; er will ja in jedem Augenblick wissen, wie schnell sein Schiff fährt. Das erreicht man durch folgende mechanische Vorrichtung. Die Pendelkugel K (Abb. 2) ist nach unten durch einen Stab L verlängert, der am unteren Ende an einem gabelförmigen Halter ein Rädchen R trägt. Dieses Rädchen kann auf der Welle W, die durch sein Achsloch geht, hin und her gleiten und setzt sie (durch Vermittlung einer Nute und eines Stiftes oder dergleichen) in Umdrehung, wenn es sich selbst dreht. In der Ruhelage des Pendels befindet sich das Rädchen R in der Mitte einer in stets gleichmäßiger Drehung befindlichen Scheibe S, gegen die es leicht drückt, steht also in diesem Falle selber ruhig; schlägt aber das Pendel aus, so wird das Rädchen R gegen den Umfang von S hin verschoben und nun von der Scheibe in Umdrehung versetzt, und zwar um so schneller, je mehr es aus der Mitte herausgerückt ist.

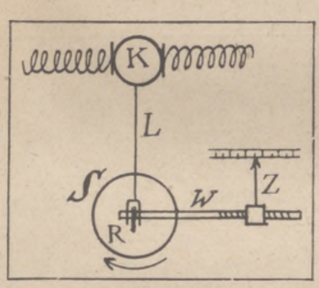


Abb. 2. Pendelgeschwindigkeitsmesser für Luftfahrzeuge.

Dann dreht sich auch die Welle mit und schraubt den Zeiger Z nach rechts oder links, je nachdem das Pendel nach der einen oder anderen Seite die Ruhelage verlassen hat. Der Zeiger gibt also jede Zu- oder Abnahme der Geschwindigkeit des Luftschiffes bekannt; bei gleichmäßiger Geschwindigkeit bleibt er unverrückt an der Stelle stehen, wohin er durch die letzte Zu- oder Abnahme gebracht worden ist.

Der vorstehend beschriebene Apparat hat den großen Vorzug, daß er allein aus sich heraus arbeitet, und daß es gleichgültig ist, ob die Messung zur Tages- oder Nachtzeit, bei bekanntem oder unbekanntem Gelände erfolgt. Dagegen ist er ziemlich kostspielig und wird daher auch nur bei größeren Luftschiffen und auf längeren Reisen Verwendung finden. Für kürzere Fahrten, die ja meist bei Tage ausgeführt werden, genügt die einfachere Messung mittels eines photographischen Apparates. Denken wir uns auf einem fahrenden Luftschiff eine Kamera mit dem Objektiv nach unten gerichtet, so wird das Gelände mit einer gewissen Geschwindigkeit über die Mattscheibe (Abb. 3) hinwegeilen. Lassen wir nun über Rollen ein Band mit gleichbleibender Geschwindigkeit über die Mattscheibe laufen, so wird das Verhältnis der bekannten Geschwindigkeit des Bandes zu der des Vorübergleitens eines bestimmten Punktes der Landschaft auf der Mattscheibe offenbar

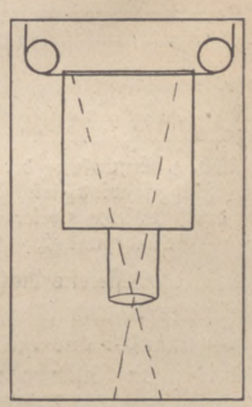


Abb. 3. Geschwindigkeitsmessung eines Luftfahrzeugs mit Hilfe einer photographischen Kamera.

einen Maßstab für die Fluggeschwindigkeit geben, was durch Bewegung eines Zeigers auf einer Skala zum Ausdruck gebracht wird; dadurch wird die Fahrgeschwindigkeit angezeigt. Hierbei ist jedoch zu berücksichtigen, daß es naturgemäß stets von der Höhe des Luftfahrzeuges abhängt, mit welcher Schnelligkeit die Landschaft über die Mattscheibe gleitet. Das Uhrwerk, welches das Band neben der Scheibe in Bewegung setzt, ist daher mit einem besonderen Schaltwerk versehen, das jedesmal auf die entsprechende Höhe eingestellt wird und so ein direktes Ablesen der wirklichen Geschwindigkeit ermöglicht. — Schließlich kann man noch mittels Visierens die Fluggeschwindigkeit feststellen. Die Punkte A und B in der Landschaft, deren Entfernung voneinander aus der Landkarte bekannt ist, erscheinen bei einem Visieren von der Höhe H (Abb. 4) unter einem gewissen Winkel. Derselbe ändert sich während der Fahrt, bis er schließlich bei H_1 wieder die gleiche Größe erreicht. Daraus läßt sich dann die Strecke HH_1 berechnen und damit auch die Fluggeschwindigkeit.

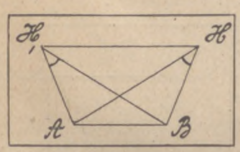


Abb. 4. Ermittlung der Fluggeschwindigkeit durch Visieren zweier Geländepunkte.



Schädlinge an unseren Zimmergewächsen

Von E. Reukauf

Mit 4 Mikrophotogrammen nach Aufnahmen des Verfassers

Wenn unsere Zimmergewächse nicht recht gedeihen oder gar eingehen, so sind daran häufig die an ihnen sitzenden Pflanzenläuse schuld, die trotz ihrer großen Verbreitung doch ihrer Kleinheit wegen auch den meisten Pflanzenfreunden nur oberflächlich bekannt sind. Unter der Bezeichnung „Pflanzenläuse" werden zweierlei an Pflanzen schmarotzende Insektenformen zusammengefaßt: die Blattläuse und die Schildläuse. Die einen erhielten ihren Namen deshalb, weil sie hauptsächlich — aber nicht ausschließlich — an den Blättern anzutreffen sind; die anderen, weil ihren Rücken in der Regel ein mehr oder weniger stark gewölbter Schild bedeckt, wodurch sie nicht nur gegen ihre Feinde, sondern auch gegen nachteilige äußere Einflüsse sehr wirksam geschützt sind.



Abb. 1. Rosenblattlaus.

Die erste Abbildung zeigt eine auf Rosen vorkommende Blattlaus in schwächerer mikroskopischer Vergrößerung. Zwei fadenförmige Fühler dienen diesem Geschöpf nicht nur zum Tasten, sondern auch als Riechorgane. Die am Hinterleib hervorragenden Röhrchen bezeichnete man früher als „Honigröhren", da man glaubte, daß die Blattläuse durch sie den „Honigtau" ausspritzten, der gewöhnlich die von den Schmarotzern besetzten Pflanzenteile wie mit einem glänzenden

Firnis überzieht. Die vermeintlichen Honigröhren dienen jedoch einem anderen Zweck; durch eine von ihnen ausgeschiedene dickflüssige Wachsmasse werden den Feinden der Blattläuse aus der Insektenwelt die Mundwerkzeuge verschmiert, wodurch sie von weiteren Angriffen abgehalten werden. Der von den Ameisen sehr geschätzte zuckerhaltige „Honigtau" besteht aus den flüssigen Ausscheidungen der Blattläuse, woran es bei ihnen nicht mangelt, da sie fast ununterbrochen damit beschäftigt sind, Pflanzensäfte sich einzuverleiben, deren stärkerer Verlust die Gewächse zur Erkrankung oder zum Absterben bringt.



Abb. 2. Kopf einer Rosenblattlaus mit dem Schnabel. (Stark vergrößert.)

Das Aussaugen der Pflanzen erfolgt mittels des sogenannten „Saugrüssels" oder „Schnabels", in dem eine sehr feine, aber doch noch aus vier einzelnen Teilen zusammengefügte „Stechborste" verläuft, die in das Pflanzeninnere eingebohrt wird. Abbildung 2 läßt diesen am Kopf einer Rosenblattlaus nach abwärts gerichteten „Rüssel" in stärkerer Vergrößerung erkennen. Vermag nun auch die einzelne Blattlaus bei ihrer Kleinheit ihrem Träger nur verhältnismäßig wenig Flüssigkeit zu entziehen, so ist doch der Saftverlust bei starker Heimsuchung durch diese Schädlinge, die sich erstaunlich vermehren, beträchtlich und muß zur Erkrankung der Pflanze führen.

Die ersten der im Frühjahr sich bemerklich machen-

den Läuse stammen aus winzigen Eierchen, die, für unser Auge nicht erkennbar, in der Umgebung der Knospen saßen. Die den Eiern entschlüpfenden Tiere sind sämtlich Weibchen, die schon nach etwa zehn Tagen erwachsen sind und dann — ohne vorausgegangene Befruchtung — je eine größere Anzahl lebendiger Jungen zur Welt bringen, deren Entwicklung nach zehn Tagen beendet ist. So werden im Laufe des Sommers acht bis zehn Geschlechterreihen hervorgebracht, die alle nur aus lebendig gebärenden, meist ungeflügelten Weibchen bestehen, und erst die letzte Generation weist Männchen und Weibchen auf, welch letztere nach nunmehr erfolgter Befruchtung Eier erzeugen, die zur Überwinterung in Rindenritzen oder am Grunde der Knospen angeklebt werden und sehr widerstandsfähig gegen Kälte sind. Berücksichtigt man diese Umstände, so ist es nicht verwunderlich, wo die vielen Blattläuse herkommen; die aus den Eiern im Frühjahr hervorgegangenen Tiere vermehren sich im Laufe des Sommers nach Millionen.

Die in etwa zweihundert Arten bei uns vorkommenden Schädlinge, die an den von ihnen befallenen Pflanzenteilen Gelbfärbung, Krümmungen, Kräuselungen oder Auftreibungen hervorrufen, haben zwar viele Feinde, so außer der Vogelwelt noch die Larven der Flor- und Schwebfliegen, sowie der Marienkäferchen, ferner Ohrwürmer, Spinnen und Schlupfwespen, denen sie ziemlich schutzlos preisgegeben sind. Doch sind diese Feinde nicht zahlreich genug, sie zu vertilgen. Da diese Gegner sich in unseren Räumen selten oder nie finden, müssen wir die Bekämpfung übernehmen, die möglichst früh im Jahre beginnen und mit aller Ausdauer fortgesetzt werden muß. Nächst dem ein-

fachsten Verfahren des Erdrückens und Abstreifens mit den Fingern bespritze man sie mit einem Absud von Tabak oder Quassiaspänen, der mit Seifenwasser zu versetzen ist, oder man nehme — bei zarten und buschigen Pflanzen — öfters wiederholte mehrstündige Wasserbäder der dabei umzulegenden Gewächse vor.

In gleicher Weise geht man auch vor gegen andere Schädlinge der Pflanzen, die Schildläuse. Die Bekämpfung dieser Pflanzenverderber muß noch durch möglichst kräftiges Abbürsten der holzigen Teile der Gewächse unterstützt werden, da sie sich hauptsächlich dort ansiedeln. Die Schildläuse, die den Gewächsen nicht nur schaden, sondern sie auch verunzieren, scheinen auf den ersten Blick den Insekten nicht ähnlich. Erblicken wir doch von ihnen in der Regel nur die schwächer oder stärker gewölbten, aus Wachsmasse bestehenden Schilder — den Rücken der Tiere. Die Schildläuse zeigen sich im ausgebildeten Zustande auch so stark verunstaltet, daß man sie nicht für Insekten halten möchte. Sie weisen dann meist weder Sinnesorgane, also Taster und Augen, noch Beine auf, sondern nur eine lange, dünne Stechborste, die sie tief in die Unterlage eingesenkt haben. Sie haben sich daran für ihr ganzes Leben gewissermaßen vor Anker gelegt und bewegen sich nicht mehr von der Stelle. Bevor sie aber absterben, erzeugen sie eine größere Anzahl Eier oder auch lebendige Junge, die unter den abgehobenen Schildern als weißliches, feinkörniges Pulver sichtbar werden. Die lebend geborenen oder aus den Eiern hervorgegangenen Jungen haben Augen, Fühler und sechs kurze Beine und zeigen ein Aussehen wie Abbildung 3. Sie kriechen unter dem Schild hervor und setzen sich in dessen Umgebung fest, um nun sofort ihre

lange, in der Abbildung als zurückgebogene Schlinge erkennbare Stechborste in die Unterlage einzubohren und ein eigenes Schutzdach über ihrem Körper zu erzeugen. Am Körper der Schildlaus bilden sich bei den meisten Arten alle Glieder und Sinnesorgane allmählich zurück. Auch die Schildläuse sondern oft, gleich den Blattläusen, „Honigtau" ab; außerdem scheiden sie, wie auch manche Arten der letzteren, aus siebartigen Poren vielfach noch eine feinfädige weiße Wachswolle aus, die dann oft in Form eines Watteflöckchens den Körper umgibt, und worin auch die Eier eingehüllt werden. Auch bei den Schildläusen sind es, wie bei den Blattläusen, nur weibliche Tiere, welche die Gewächse schädigen; die Männchen sind hier wie dort geflügelte Geschöpfe, die nur verkümmerte Mundwerkzeuge haben. Gewisse Schildläuse sind uns auch von großem Nutzen, wie die den Karmin oder die Cochenille und den Schellack liefernden Arten.



Abb. 3. Junge Schildlaus.
(Stark vergrößert.)

Ein anderes kleines Insekt beobachten wir nicht an den Pflanzen, sondern in der Erde unserer Topfgewächse, wo es oft in großer Menge vorkommt und besonders dadurch auffällt, daß es uns beim Begießen nach Art der Erdflöhe entgegenspringt. Es gehört aber nicht, wie diese, zu den Käfern, sondern in die Verwandtschaft des „Wand-" oder „Silberfischchens", und es führt seine erstaunlichen Sprünge nicht mit

Hilfe der Hinterbeine, wie der Erd- oder der Tier- und Menschenfloh, sondern mittels einer am Hinterleib befindlichen umschlagbaren „Springgabel" aus, welchem Umstande derartige Tiere den Namen „Springschwänze" verdanken. Die in und auf der Erde unserer Blumentöpfe häufige weißliche und langgestreckte Form, den grauen Springschwanz, zeigt Abbildung 4.



Abb. 4. Der graue Springschwanz.
(Stark vergrößert.)

Wenn diese Tierchen auch die Gewächse nicht schädigen, da sie sich von den in der Topferde befindlichen organischen Zerfallstoffen nähren, so machen sie sich doch lästig und tragen nicht dazu bei, die Freude an unseren Pfleglingen zu erhöhen. Sie sind leicht zu beseitigen, wenn dem Gießwasser etwas Tabak- oder Wermutabsud beigefügt wird. Zu den Springschwänzen gehören übrigens auch der auf dem Schnee lebende gelblichgraue „Schneefloh" und der auf den Alpengletschern häufige schwarze und zottig behaarte „Gletscherfloh". Von einer gleichfalls dunkeln und ziemlich plumpen Form, dem „Wasserspringschwanz", werden im Frühjahr oft die Randpartien unserer stehenden Gewässer so zahlreich bevölkert, daß es an manchen Stellen aussieht, als wären sie mit Schießpulver bestreut.

❖

Mannigfaltiges

Wie man sich hilft. — An einem Sonntag im Spätherbst setzte sich ein Bauer auf sein Pferd und machte sich auf den Weg nach der drei Meilen von seinem Dorfe entlegenen Stadt. Kaum eine Stunde war er unterwegs, da zogen sich schwere Wolken zusammen, und es dauerte gar nicht lange, daß er vor Nässe triefte. Weit und breit fand sich keine Gelegenheit, Schutz vor dem fein herabrieselnden, anhaltenden Regen zu finden, und der Weg bis zum nächsten Dorf war nicht weniger weit, als bis zu dem, das nun hinter ihm lag. Fröstelnd und triefend trabte der Gaul auf der erweichten Landstraße weiter, und der Bauer spähte im rasch hereingebrochenen Dunkel nach den Lichtern der Häuser im fernen Dorf, dem er zuritt.

Als er endlich ermüdet und bis auf die Haut durchnäßt in der Wirtsstube ankam, wo er sich am Ofen zu wärmen gedachte, da saßen ein paar Dutzend Bauern so dichtgedrängt um die von ihm so ersehnte Wärmequelle, daß es keine Möglichkeit gab, auch nur ein wenig näher an die warmen Kacheln heranzukommen. Mürrisch und verdrossen setzte er sich in eine weit vom Ofen entfernte Ecke und sprach kein Wort. Der Wirt und der größte Teil der Gäste wußten, daß der Bauer sonst ein lustiger, immer zu Scherzen geneigter Mann war, und alle wunderten sich deshalb, daß er so finster dreinschaute. Allen schien es auffällig, daß er weder Essen noch Trinken begehrte. Daß er darum so ärgerlich sein könnte, weil er im Regen unterwegs gewesen war, glaubte kein Mensch; man sah ihm an, daß die Ursache seiner bösen Verstimmung wo anders zu suchen sein müsse.

Endlich fragte der Wirt ihn, was denn ihm über die Leber gekrochen wäre, daß er wider seine sonstige Art so niedergeschlagen dasäße. Zuletzt sagte er: „Wenn Euch hier was nicht gefällt, so sagt es doch, ich will Euch gern jeden Gefallen tun. Vielleicht wünscht Ihr warmes Bier oder sonst was, das ich nicht wissen kann. Redet nur und ich bin Euch gerne gefällig."

Da erwiderte der Bauer: „Ihr meint es gut, aber helfen könnt Ihr mir doch nicht. Jetzt ist doch nichts mehr zu machen, es ist ja stockfinster, und ob der Mond heute nacht noch heraus-

kommt, möcht' ich bezweifeln. Das Gewölk hängt tief und wird sich so rasch nicht verziehen."

Gleich darauf zog der Bauer seinen Mantelsack heraus und begann sein Geld nachzuzählen; dabei nahm sein Gesicht einen noch trüberen Ausdruck an.

Nach einer Weile fragte der Wirt den verärgerten Gast: „Mir scheint, Euch ist unterwegs nichts Gutes widerfahren."

„Ja," sagte der Bauer. „Unterwegs sind mir aus meinem Mantelsack vierzehn Gulden Kleingeld und achtzehn Gulden große Münze herausgefallen. Wenn's gut geht, könnt' ich eines und das andere davon wiederfinden, denn bei dem Hundewetter werden in dieser Nacht weder Wagen noch Menschen auf der Landstraße zu finden sein. Das Geld kann ich erst von Behringendorf aus verloren haben, denn dort bin ich noch eingekehrt, weil ich meinte, der Regen wäre abzuwarten. Eine halbe Meile von dort mußte ich absteigen, weil mein Gaul nicht über die Brücke gehen wollte. Als ich mich wieder aufsetzte, muß mir der Mantelsack an einer Schnalle am Sattelzeug zerrissen sein, und von da an ist dann das Geld nach und nach herausgefallen. Gemerkt hab' ich allerdings nichts davon. Bei dem abscheulichen Wetter wird so rasch keiner auf der Landstraße nachkommen, und wäre auch einer unterwegs, so ist's jetzt doch zu finster, als daß er das Geld sehen könnte. Wollt Ihr mir nun einen Gefallen tun, wie Ihr sagt, so geht morgen mit mir, wenn's nicht mehr regnet, oder gebt mir einen von Euren Knechten mit. Doch das müßte in aller Frühe gemacht werden, wenn ich noch was von den zweiunddreißig Gulden finden soll. Und nun, wo ich mich einmal ausgesprochen hab', ist der Ärger nur halb so groß. Jetzt könnt Ihr mir eine Maß Warmbier machen lassen."

Der Wirt ging in die Küche und bestellte den Trunk. Kaum war er wieder in der Stube, als einige Bauern bezahlten und gingen. Es dauerte nicht mehr lange, da drückte sich einer nach dem anderen, und nach einer halben Stunde war die Gaststube leer.

Da machte der Bauer sich's am warmen Ofen bequem, und

dem Wirt fiel es auf, daß er auf einmal ganz zufrieden schmunzelte. Er fragte: „Ihr scheint das Geld schon halb verschmerzt zu haben?"

Da erwiderte der Schalk: „Ich hab' keinen Groschen verloren. Ich wollte mich nur am Ofen wärmen. Jetzt laufen die dummen Kerle draußen im Regen herum und werden nichts heimbringen als Dreck an den Stiefeln." H. Alb.

Die Macht der Einbildung. — In gewissen Lagen haben sich die Menschen zu allen Zeiten und innerhalb der verschiedensten Kulturzustände in derselben Weise benommen. Am auffälligsten zeigte sich das gleichartige Verhalten breiter Schichten der Bevölkerung jeweils dann, wenn durch vermeintlich epidemische Seuchen oder wirklich ansteckende Krankheiten Gesundheit und Leben bedroht erschienen. Aus Furcht vor bösen Geistern, die sie für die Ursache von körperlichen Leiden halten, verlassen viele halbwilde Völkerstämme ihre Hütten und siedeln sich an anderen Orten an, wo sie vor bösen Einflüssen verschont zu bleiben glauben. Im Mittelalter und teilweise auch noch im siebzehnten Jahrhundert galt in allen europäischen Kulturländern vor der gefürchteten Pest rasche Flucht aus den Städten in das offene Land als sicherstes Mittel, ihr nicht zum Opfer zu fallen. Die Ärzte unterstützten diese Meinung und rieten ernstlich dazu; ja sie gaben selber das Beispiel, indem sie sich aus verseuchten Städten sobald als möglich entfernten. Dadurch entstand bei den Menschen, die aus verschiedenen Gründen nicht imstande waren, einen Ort zu verlassen, eine mehr oder minder bange Stimmung. Sie fühlten sich der ringsum drohenden Gefahr unentrinnbar ausgesetzt und verbrachten deshalb ihr Dasein unter stetig wachsenden Ängstigungen, in Unrast, Kummer und Sorge. Dauernd in gedrückter Gemütsverfassung dahinlebend, steigerte sich bei vielen die Angst so stark, daß sie zuletzt erkrankten, ohne von der augenblicklich herrschenden Seuche befallen zu sein.

So oft bei uns in den letzten Jahren Berichte über das Auftreten der Grippe in fremden Ländern bekannt wurden, sind die Ärzte von angeblich schwer an diesem Leiden Erkrankten über-

laufen worden. Und mit höchster Schnelligkeit pries man in den Zeitungen unfehlbare Heilmittel gegen dies scheinbar moderne, in Wahrheit uralte Übel an. Jeder harmlose Schnupfen, der zu anderen Zeiten nicht beachtet worden wäre, genügte, die damit Behafteten in Angst zu jagen.

Zu allen Zeiten hat es ruhige, klarblickende Beobachter solcher Zustände gegeben, die von der Grundlosigkeit solcher Gemütsbewegungen überzeugt gewesen sind, und sie wußten auch richtig einzuschätzen, welch gefährliche Wirkungen die Einbildung hervorzurufen fähig ist.

Ein schönes Zeugnis dafür bietet eine alte orientalische Erzählung. Im Schatten eines weit von der Stadt gelegenen Heiligengrabes saß ein frommer Moslem und betete. Als er seine Augen wieder erhob, sah er, daß eine große Staubwolke sich immer rascher nach der Stadt zu bewegte. Näher und näher kam die Wolke, und der fromme Molla erblickte von ferne eine Gestalt, die auf flinkem Rosse heranjagte. Nun war sie nahe genug, daß er das entsetzenerregende Gespenst mit dem blutleeren Gesicht und den tief in den Höhlen unheimlich flackernden Augen erkannte; es war die Pest!

Mitleid erfaßte den frommen Mann; rasch eilte er der gräßlichen Erscheinung entgegen und ergriff das sich hochaufbäumende Pferd am Zügel. „Ich kenne dich," rief der Molla. „Gib Antwort, welch ein Unglück bringst du den Menschen?" Mit hohler Stimme erwiderte das Scheusal: „Allah hat mir geboten, tausend zu töten, du wirst mich nicht abhalten, zu tun, was ich muß." Da beschwor der heilige Mann den Dämon: „Was Allah dir befohlen hat, muß geschehen; aber bei seinem heiligen Namen sei dir gesagt, töte nicht einen Menschen mehr, als dir geboten ist." Das Gespenst gab zur Antwort: „Löse deine Hand vom Zügel meines Tieres, ich erfülle den Befehl des Allerhöchsten. Ich schwöre: tausend und nicht mehr will ich töten." Dann jagte die Gräßliche davon. Der Molla folgte dem Dämon in die Stadt und zählte täglich die Leichen der Menschen, die an der Pest starben, und als die Seuche erlosch, waren zehntausend Gläubige dahingerafft.

Wieder saß der fromme Mann im Schatten des Heiligengrabes. Tiefer Kummer beschwerte sein Herz, denn zehnmal mehr Menschen hatte die grimme Pest erwürgt, als dem bösen Geist nach Allahs Wort erlaubt worden war. Da sah er in der Nacht auf fahlem Roß die gräßliche Gestalt aus der Stadt kommen, in der sie gegen den Willen des Allerhöchsten zehnfach gewütet. Traurig und doch voll Mut in seinem gerechten Zorn ging er dem Dämon entgegen und rief: „Du hast deinen Schwur gebrochen und das Gebot Allahs mißachtet." Da sah ihn die Pest finster an und sagte höhnisch: „Tausend habe ich getötet. Keinen mehr und keinen weniger berührte ich mit meiner Hand. Alle anderen starben vor Furcht." J. Coll.

Benützte Gelegenheit. — In einer Grenzstadt war der Hauptzollinspektor abgesetzt worden, weil er den Unterbeamten zuviel durch die Finger gesehen hatte. Die Leute vom Zollamt waren über die Gründe dieses Wechsels nicht im unklaren geblieben und erwarteten mit nicht geringer Sorge den neuen Inspektor, der allgemein als ein strenger Herr geschildert wurde, unter dessen Regiment nicht die geringste Lässigkeit ungeahndet bleiben könne. Noch hatte keiner der unteren Zollbeamten den „Neuen" gesehen, und niemand wußte, wie er aussah. Während der Übergangszeit kam in der Nacht ein Fremder in einem stattlichen Wagen vor dem Tore an, rief den Zollbeamten heraus und sagte: „Ich habe nichts zu verzollen. Halten Sie mich nicht unnötig auf; ich habe Eile." Der Unterbeamte durchsuchte das Gepäck des nächtlichen Reisenden mit außergewöhnlicher Sorgfalt und fand bald eine große Menge Tabak. Mit überlegener Miene erklärte er: „Wenn das nicht verzollbar ist, dann kenne ich meinen Dienst schlecht. Nur still gehalten, wir werden noch mehr finden."

Der Fremde erwiderte: „Machen Sie sich doch keine unnötige Arbeit und mir keine Scherereien wegen dieser Kleinigkeit. Ich muß weiter. Hier sind zwanzig Gulden; lassen Sie mich weiterfahren." — „Behalten Sie Ihr Geld. Ich lasse mich nicht bestechen; das muß angezeigt werden, die Schlamperei hier muß ein Ende haben."

Der Reisende versuchte sein Heil mit freundlichem Zureden; er bot zuerst fünfundzwanzig und dann dreißig und fünfunddreißig Gulden. Aber der Beamte blieb hartnäckig und sagte: „Wenn Sie soviel Geld geben wollen, um das Zollamt zu betrügen, dann wird sich noch genug finden, wonach sich lohnt zu suchen."

„Respekt!" fing nun der Fremde wieder an, als der eifrige Mann sich wieder über sein Gepäck hermachte; „ich sehe, mit Ihnen ist nicht zu spaßen, Sie sind ein tüchtiger Mensch und versehen Ihr Amt aufmerksam und mit gewissenhafter Strenge und Treue. Solche Leute müßten wir im Dienst mehr haben. Nun aber lassen Sie es genug sein. Ich bin der neue Hauptzollinspektor; es fiel mir ein, gleich bei meiner Ankunft, da mich hier noch niemand kennt, eine Probe zu machen, ob man hier auch gewissenhaft vorgeht und strenge untersucht. Ich freue mich, daß man sich auf Sie verlassen kann; Ihr Diensteifer soll nicht unbelohnt bleiben. An der Station, wo ich bisher gewesen bin, ist ein sehr tüchtiger und strenger Mann nötig; ich werde Sie zum Inspektor befördern. Kommen Sie morgen früh um elf Uhr zu mir, ich übernachte heute im ‚Goldenen Hirschen'. Kommen Sie pünktlich und bringen Sie Ihre Dienstpapiere mit. Sie sollen Ihre Bestallung sofort erhalten." Wenige Augenblicke später konnte der Fremde ungehindert durchs Tor einfahren. Der Zollbeamte trank in dieser Nacht noch einen guten Schoppen und fühlte sich stolz in seinem neuen Rang.

Am nächsten Morgen lief er eilig nach dem genannten Gasthof. Er machte dort leider keine gute Erfahrung. Der Fremde hatte nur die Pferde gewechselt und war dann sofort weitergefahren. Es war ein geriebener Gauner gewesen, der die Zollbehörde um ein gutes Stück Geld geprellt hatte. A. Brein.

Schlauchboote. — Unsinkbare Wasserfahrzeuge, besonders zu Rettungszwecken, herzustellen, ist seit langen Zeiten das Bestreben der Schiffbauer und Erfinder gewesen. Die seltsamsten Bauarten sind hierbei zutage gekommen, meistens aber ebenso schnell auch wieder verschwunden. Das Rettungsboot mit Luftkästen im Innern hat sich fast allein als brauchbar und praktisch

erwiesen. Es hat aber zwei Nachteile, die das neuerfundene Luftschlauchboot beseitigt, nämlich es nimmt erstens einmal, wenn es in geringerer Anzahl an Bord eines Passagierschiffes mitgeführt werden soll, einen großen Raum ein, dann aber



Phot. A. Groß, Berlin

Abb. 1. Das aufgepumpte Boot kann von einer Person gehoben werden.

schlägt es beim Zu-Wasser-lassen leicht voll und ist dann unbrauchbar; bei stürmischer See zerschellt es auch leicht an der Bordwand. Das neue Schlauchboot, das aus einem mit Netzwerk überspannten, endlosen, ovalen Schlauch besteht und einen in seiner Mittelebene eingesetzten wasserdichten Boden aus schmalen jalousieartigen Brettern besitzt, ist zusammenfaltbar, wenn unaufgeblasen, auch leicht im Gewicht und handlich im

Gebrauch. Zusammengerollt wiegt das kleine Schlauchboot nur $7^1/_2$ Kilogramm, das große entsprechend mehr (Abb. 1 u. 2). Soll es benützt werden, so ist es außerordentlich schnell auseinandergerollt, wird mit Hilfe eines Blasebalgs oder einer Luftpumpe mit Luft vollgepumpt und ist dann sofort gebrauchsfertig, da der Boden mit dem Schlauch fest verbunden ist und sich beim Aufblähen des Schlauches selbsttätig einordnet. Da er sich genau in der Mittellinie des Schlauches befindet, so gibt es kein Oben



Abb. 2. Das kleine Boot trägt zwölf Personen.

oder Unten, das Boot ist auf beiden Seiten zu benützen; auch ein Vorn oder Hinten ist bei der ovalen Form nicht vorhanden. Diese neue Bauart verbürgt eine außerordentliche Tragfähigkeit bei ganz geringem Eigengewicht; ein solches Boot ist einfach unsinkbar; schlägt es voll Wasser, so schöpft man dies aus, oder man dreht das unbesetzte Boot auf der Oberfläche herum, und es ist wieder ein leerer Bootskörper da. Bei Unglücksfällen auf See kommt dieser Vorteil sehr zustatten, da man einem über Bord Gefallenen ein solches Boot wie einen Rettungsring zuschleudern kann. Der Verunglückte braucht es dann, falls es voll Wasser geschlagen ist, vor dem Hineinklettern, das vermöge der Bauart leicht ist, nur umzudrehen. An der Außen-



Phot. A. Groß, Berlin.

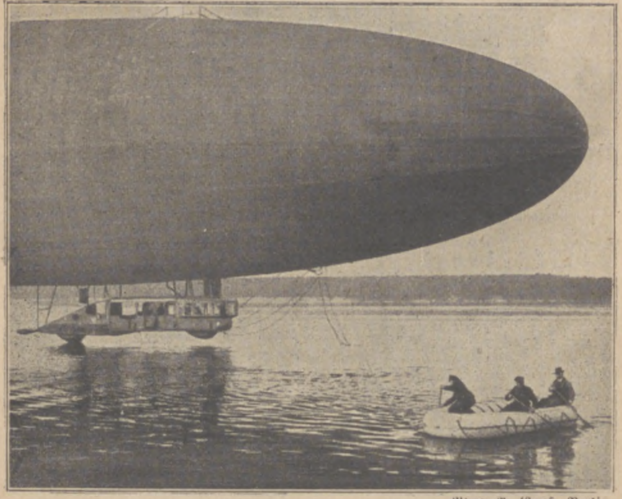
Abb. 3. Das größte Schlauchboot der Welt.



Phot. A. Groß, Berlin.

Abb. 4. Die kleinsten Schlauchsegelboote auf dem Wasser.

seite sind ferner Schleifen aus Hanfseil angebracht, die weiteren Personen ein Festhalten im Wasser gestatten, falls das Boot bereits besetzt ist. Von der außerordentlichen Tragfähigkeit legt Abb. 3 Zeugnis ab. Das Boot ist nur sechs Meter lang und drei Meter breit und kann fünfzig Personen fassen, womit die größte Belastungsmöglichkeit, die zweihundert Zentner beträgt,



Phot. A. Groß, Berlin.

Abb. 5. Passagiere werden vom Wasserflugzeug im Schlauchboot ans Land gebracht.

noch nicht erreicht ist. Eine sonderlich große Schnelligkeit kann ein solches Boot, das keine Spitze hat, breit auslädet und dem Wasser starken Widerstand bietet, nicht erreichen, aber das wird von ihm auch nicht verlangt, in besonderen Fällen kann man sogar ein Segel hissen, wie Abb. 4 zeigt. Für längere, tage-lange Fahrten ist es aber nicht gedacht, dagegen hat es sich als Rettungsboot sowohl an Krieg- als auch an Luftschiffen und als Flußboot beim Heere bewährt. Es ist zwar ein deutsches Patent gewesen, aber die Engländer haben sich nach ihrem Grund-

satz: „In der Liebe und im Kriege ist alles erlaubt“, herzlich wenig darum gekümmert und ihre Kriegschiffe mit dem praktischen Boot deutscher Erfindung ausgerüstet. Die einzigen Überlebenden des Kriegschiffes „Hampshire“, mit dem Lord Kitchener unterging, zwölf an der Zahl, retteten sich auf einem Schlauchboot. Die deutschen Kriegschiffe wurden auch mit diesem Boot ausgerüstet. Der geringe Umfang und das niedrige Gewicht machten es wie geschaffen zum Rettungsboot für Luftschiffe, bei dem beides eine so große Rolle spielt. Auf Abb. 5 sehen wir das Schlauchboot im Dienst eines Zeppelins. Es wird nicht lange dauern, und sämtliche Passagierwasserflugzeuge werden vorschriftsmäßig mit solchen Fahrzeugen ausgerüstet sein müssen. R. Fu.

Woran man nicht denkt. — Unter den Söldnerheeren des achtzehnten Jahrhunderts konnte man überall in Europa Angehörige der verschiedensten Nationen finden, und nicht selten kam es vor, daß fremde Leute fahnenflüchtig wurden. Sollte die Desertion nicht allgemein um sich greifen, so mußte man diesem Übelstand durch scharfe Strafen zu begegnen suchen. Bei wiederholter Fahnenflucht konnte ein Todesurteil gefällt werden. Im Oktober 1790 war ein in Halberstadt dienender Italiener, nachdem er zum drittenmal versucht hatte, zu entlaufen, zum Strange verurteilt und vor einem der Stadttore gehängt worden. In der Nähe des Galgens lag ein großer Wäschebleichplatz, und bald erzählte man überall, der Geist des Hingerichteten ginge in der Mitternachtstunde dort um. Einige mitleidige Frauen hatten dem Deserteur ein weißes, mit schwarzen Schleifen verziertes Sterbekleid machen lassen, und in diesem Aufzug wollte man das Gespenst auf der Bleiche gesehen haben. Nach einiger Zeit zeigte sich die Erscheinung auch an anderen Orten und jagte ein paarmal die Posten in die Flucht, die ihr Wachlokal vor dem Tore nahe bei dem Bleichplatz und dem Galgen hatten.

In einer der letzten Nächte vor Weihnachten saß ein Leutnant mit einem Feldwebel in der Wachstube, und beide unterhielten sich über die letzte Erscheinung des Gespenstes, das man mit einer

Laterne in der Hand gesehen habe. Der Leutnant fand diesen Aufzug lächerlich und behauptete, man könne dieses irdische Hausgerät weder in der Ober- noch in der Unterwelt brauchen. Nach einiger Zeit tappte etwas dem Hause zu, wie es schien, nach der Wachstube der gemeinen Soldaten. Der Leutnant horchte, und der Feldwebel sagte: „Nun laufen die Kerle wieder davon."

Kaum hatte er ausgeredet, da rumorte es vor der Tür, die gleich darauf aufgerissen wurde. Auf der Schwelle stand eine Gestalt, die dasselbe Gewand trug, in dem der Deserteur an den Galgen gehängt worden war. Im ersten Augenblick verloren die beiden Männer den Mut. Sie sprangen von ihren Stühlen auf und rannten sich gegenseitig so derb an, daß sie stolpernd auf die Pritsche fielen. Erschreckt blieben sie liegen und wagten nicht, sich zu rühren.

Da rief der Geist mit hohler Stimme: „Herr Leutnant, kennen Sie mich?"

Kaum waren diese Worte verhallt, da gewann der Leutnant seine Besinnung wieder. Es war ihm eingefallen, daß der Italiener so schlecht Deutsch gesprochen hatte, daß man beim Verhör einen Dolmetsch herbeiholen mußte. Unmöglich erschien ihm, daß der Geist des Gehängten in der anderen Welt gelernt haben sollte, Brandenburger Dialekt zu sprechen. Er putzte das matt brennende Licht und näherte sich damit dem Gespenst. Deutlicher als zuvor erkannte er, daß die Schreckenserscheinung dasselbe Sterbegewand wie der gehängte Deserteur trug. Trotzdem ermannte er sich nach abermaligem kurzen Zögern und faßte die Spukgestalt beim Arm. Da er Fleisch und Bein fühlte, griff er jedoch stärker zu und rief den Feldwebel an: „Schartau, packe Er den Kerl beim Kragen, er kommt so wenig aus der anderen Welt wie unsereiner."

Schartau rempelte den Vermummten an, warf ihn auf die Pritsche und prügelte ihn windelweich. Im ersten Zorn beachtete er nicht im geringsten das jämmerliche Geschrei des Mißhandelten, der flehentlich schrie, er habe nur einen Spaß machen wollen. Es stellte sich heraus, daß der junge Mensch eine Menge ähnlicher

Streiche gemacht hatte, für die er nun endlich den verdienten Lohn empfing.

Inzwischen waren auch die Soldaten in ihre Wachstube zurückgekehrt, aus der sie in der Angst vor dem gräßlichen Gespenst davongelaufen waren. Der Leutnant mußte alles aufbieten, daß der angebliche Geist nicht noch weiter geschlagen wurde. Als der Verprügelte demütig bettelte, man möge ihn heimgehen lassen, schob ihn der Leutnant zur Tür hinaus und sagte: „Wenn Er wieder einmal als fremder Geist spuken will, dann lerne Er vorher Italienisch." M. Zenn.

Das Geheimnis des Erfolges. — Im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts ging ein berühmter holländischer Arzt über einen Marktplatz und schaute zu, wie ein marktschreierischer Quacksalber seinen Einzug hielt. In einer Ecke des Platzes war ein Gerüst aufgeschlagen, das mit bunten Tüchern dekoriert war. In einem schönen, reichgeschmückten Wagen mit vier jungen Pferden bespannt, von mehreren prächtig gekleideten Bedienten gefolgt, fuhr eben der Wunderdoktor heran und bestieg pomphaft auftretend sein Schaugerüst. Eine große Volksmenge, die dem Wagen gefolgt war, umlagerte den Allerweltsheilkünstler, und man riß sich um seine mit hochtrabendem Schwulst angepriesene Universalmedizin.

Der holländische Arzt betrachtete sich den Gaukler, dessen Gesicht ihm bekannt schien; dann erkundigte er sich nach der Wohnung des Quacksalbers und suchte ihn auf. Als er in das Zimmer des Scharlatans trat, sagte der Holländer: „Mir ist es, als wären wir uns schon irgendwo begegnet; ich erinnere mich nur nicht, wo und wann." Der Quacksalber erwiderte: „Sie vermuten ganz recht. Ich bin mehrere Jahre Bedienter bei einer Dame, Madame Water, gewesen, die Sie als Arzt oft besuchten." — „Richtig! Dort war es. Aber sagen Sie mir, wie ist es möglich, daß Sie ohne Kenntnisse als Arzt auftreten und in so kurzer Zeit ein vermutlich nicht geringes Vermögen erwerben konnten? Mir glückte das nicht, und ich bin nun doch schon vierzig Jahre lang als Arzt tätig, und wie ich sagen darf, nicht ganz ohne Anerkennung der besten Männer

meines Berufes." — „Ehe ich Ihnen darauf antworte, erlauben Sie mir, Ihnen eine andere Frage vorzulegen. Sie wohnen in einer der lebhaftesten Straßen dieser großen Stadt; wie viele Menschen mögen nun täglich an Ihrer Wohnung vorübergehen?" — „Das dürfte sich schwer bestimmen lassen; indes dürfte man kaum fehlgehen, wenn man die Zahl auf tausend schätzt." — „Wie viele gibt es wohl unter diesen Leuten, die man wirklich verständig nennen darf; ich meine kluge Menschen, die imstande sind, klar zu denken und richtig zu urteilen?" — „Wenn es hoch kommt, sind es vielleicht hundert." — „Sehen Sie, Herr Doktor, hier haben Sie die Antwort auf Ihre Frage. Diese hundert sind Ihre Kunden, die übrigen kommen zu mir. Das ist das Geheimnis meiner Erfolge." E. Alti.

Auf seltsame Weise entdeckte Verbrechen. — Im Jahre 1795 kam ein fremder Mann in eine kleine Stadt im sächsischen Vogtlande. Zuerst wohnte er längere Zeit in einem Gasthause, und anfangs schien es, als wolle er sich nur vorübergehend dort aufhalten. Seinem Benehmen nach war er ein halber Sonderling, der offenbar vermögend schien, denn er schenkte der Stadtgemeinde größere Summen zur Unterstützung der Armen. So oft Peter Bronk auf der Straße erschien, unterhielt er sich gerne mit kleineren Kindern, die manchen Kreuzer von ihm erhielten. Als er eine eigene Wohnung bezogen hatte, lebte er ganz zurückgezogen, und es gab nur wenige Leute, die mit ihm näher bekannt wurden. Manchmal kam es vor, daß er mehrere Tage hindurch nicht aus dem Hause ging, dafür konnte man sicher sein, ihn am Sonntag in der Kirche zu sehen. Damals fing der Gottesdienst am Morgen um sechs Uhr an, wobei Bronk niemals fehlte. Jahre vergingen, und allmählich achtete kein Mensch mehr auf den Sonderling.

Eines Sonntags im Winter erwachte Peter Bronk aus dem Schlafe; er glaubte eben noch das Läuten der Kirchenglocke gehört zu haben. Er sprang rasch aus dem Bett, kleidete sich eilig an und machte sich auf den Weg zur Kirche. Große Schneeflocken wirbelten vom Himmel, und weit und breit war kein Mensch in den Gassen zu sehen. Als Bronk zur Kirche kam,

fand er sie unerleuchtet und verschlossen; er ging von einer Türe zur anderen, doch waren sie alle gesperrt. Endlich hörte er die Turmglocke vier Uhr schlagen und kehrte nach seiner Wohnung zurück. Der Schneefall hatte inzwischen aufgehört.

Eine Stunde nachher begann der Küster seinen Dienst. Und bald entdeckte er, daß verschiedene Altargeräte geraubt worden waren. Bevor er die Kirche betreten hatte, waren ihm die Schneespuren aufgefallen. Nun holte er ein paar Leute, und man verfolgte die Spuren im Schnee, die zur Wohnung Peter Bronks führten. In diesem Hause befand sich eine Bäckerei, und der Meister, sowie ein Geselle sagten, daß Bronk kurz vor vier Uhr ausgegangen und bald darauf wieder zurückgekommen wäre. Beiden war aufgefallen, daß er eilig zur Türe hinausgerannt sei, ohne ihren Morgengruß zu erwidern. Nun blieben zwei Männer als Wache im Hausgang, und der Küster holte die Polizei.

Peter Bronk benahm sich höchst sonderbar, als man ihn fragte, weshalb er so früh fortgegangen wäre, und was er zu solch ungehöriger Zeit in der Kirche gewollt, wo man vor jeder Türe seine Fußspuren entdeckt habe. Die Gründe, die er nun angab, erschienen durch die hastige, verwirrte Art, in der er sie vorbrachte, so wenig glaubhaft, daß man ihn abführte und ins Gefängnis sperrte. Sofort durchsuchte man die Wohnung und das ganze Haus; doch fand sich nirgends ein Stück der geraubten Kirchengeräte. Auch im Schnee zeigten sich keine weiteren Spuren, die an einen anderen Ort führten, wo die gestohlenen Dinge versteckt sein konnten. Nun begann man zu zweifeln, daß Bronk der Dieb sei, und der Küster bedauerte, daß er in der ersten Aufregung so unüberlegt gehandelt habe.

Inzwischen war etwas Überraschendes geschehen. Bronk hatte dem Richter, der ihn zum erstenmal vernahm, erklärt, daß er nicht in der Kirche gewesen wäre und deshalb dort auch nichts gestohlen haben könne. Daß man ihn als Kirchenräuber verhaftet habe, darin erblicke er ein Strafgericht Gottes. Nach seinem freiwilligen Geständnis stellte sich heraus, daß Bronk vor Jahren einen Mann ermordet hatte, dem er sein nicht geringes

Vermögen geraubt. Seit langer Zeit lebte der Verbrecher in der ständigen geheimen Angst, doch noch entdeckt zu werden. Der Raubmörder entging nun seiner Strafe nicht.

Wenige Jahre später ereignete sich ein aufsehenerregender Mord in Berlin. Ein Mann, der durch sein liebenswürdiges Wesen überall im besten Ansehen stand, war auf gräßliche Weise ermordet worden. Man hatte ihn furchtbar zugerichtet tot in seinem Bette gefunden, und es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß es sich um einen Raubmord handelte. Der Mörder war indes durch keine Nachforschung zu entdecken, trotzdem die Angehörigen des so entsetzlich ums Leben gekommenen Mannes tausend Gulden Belohnung für den Fall der Ermittelung des Verbrechers ausgesetzt hatten.

Zwei Jahre waren seit der Bluttat verflossen, da unterhielten sich in Nürnberg zwei Männer, ein Torwächter und ein Bürger, über diesen traurigen Fall; der Torwächter hatte kurz vorher ein altes Zeitungsblatt gefunden, in dem der Aufruf der Familie des Ermordeten enthalten war. Am gleichen Tage kam ein Handwerksbursche zum Tor herein, der dem Wächter seine Papiere vorzeigte; da sich alles in bester Ordnung befand, konnte er unbehelligt in die Stadt gehen. Als der Handwerksbursche seinen Hut wieder aufsetzte, warf er ein kleines Stückchen zusammengerolltes Papier, womit er nach damaliger Mode seine Haare zu Locken aufgewickelt hatte, auf das Pflaster. Arglos hob der Torwart das Papier auf und bemerkte, daß darauf rote Linien gezogen waren. Zu seiner größten Überraschung entdeckte er aber zwischen den Zeilen den Namen des Mannes, der vor zwei Jahren in Berlin ermordet worden war. Sofort ging er dem Handwerksburschen nach, der noch keine dreißig Schritte weit gekommen war, trat vor ihn hin und sagte: „Rühr Er sich nicht vom Fleck! Er ist der Mörder des Ratsherrn Zinsow." Zuerst wollte der so unerwartet gestellte Mensch davonlaufen. Aber ein Hufschmied, der vor seiner Werkstatt stand, faßte ihn beim Arm und hielt ihn fest. Am gleichen Tage legte der Verbrecher ein volles Bekenntnis ab. Der Torwart erhielt die tausend Gulden Belohnung.

Gleichfalls aus der Zeit vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts stammt die folgende absonderliche Entdeckung einer Mordtat. In einer kleinen Stadt nahe der Nordseeküste lag am äußersten Ende des Ortes ein abgelegenes Haus, in dem ein kinderloser Witwer mit einer alten Magd wohnte. Zu gewissen Zeiten hielt sich der Mann oft mehrere Tage an einem größeren Hafenplatz auf und ging dort seinen Handelsgeschäften nach. Als er wieder einmal nach längerer Abwesenheit zurückkehrte, fiel es ihm auf, daß auf seinen Anruf keine Antwort aus dem Hause erfolgte. Nachdem er die Haustüre aufgeschlossen hatte, hörte er schweres Stöhnen, und als er die Stube betrat, fand er die alte Magd in ihrem Blute liegend im Sterben. Er holte einen Arzt, der ihm sofort erklärte, daß jede Hilfe vergebens sei. Trotz der gräßlichen Verletzungen war das Bewußtsein der tödlich Getroffenen noch nicht ganz erloschen, und sie vermochte in Gegenwart des Doktors den Menschen zu beschreiben, der mit einem Messer auf sie eingedrungen und dann mit seinem Raub zum Fenster hinausgestiegen war. Nach ihren Angaben hatte sie an dem Mörder eine daumennagelgroße hellfarbene, glatt verheilte Narbe über der Nasenwurzel wahrgenommen. Er konnte nach ihren Worten höchstens zwanzig Jahre alt gewesen sein. Am gleichen Tage erlag die arme Magd ihren furchtbaren Wunden. So viel man sich auch bemühte, den Täter zu finden, blieben doch alle Nachforschungen ergebnislos.

Zur gleichen Zeit, als das Verbrechen geschehen war, ging etwa fünf Meilen vom Ort der Bluttat entfernt ein Segelboot in See, das nach monatelanger Fahrt in den Azoren schwere Stürme zu bestehen hatte. Das Schiff wurde weit nach Norden hin verschlagen. Die übermenschlichsten Anstrengungen der Mannschaft erwiesen sich als vergeblich, die Masten gingen über Bord, alle Segel rissen in Fetzen, und das Schiff wurde so schwer beschädigt, daß der Untergang unvermeidlich schien. Im Spiel von Wind und Wogen, der Masten, Segel und Takelage beraubt und nicht mehr regierbar, trieb das Schiff auf den Wellen. Der Vorrat an Lebensmitteln ging allmählich zu Ende, und die Verzweiflung der Matrosen steigerte sich von Tag zu Tag. Nach

einem alten und unausrottbaren Aberglauben der Seeleute kamen sie in ihrer furchtbaren Not auf den Gedanken, es müsse ein Mörder oder ein Mensch, der irgend ein ungesühntes schweres Verbrechen begangen habe, unter ihnen sein.

Da erblickten sie zu einer Zeit, als jede Hoffnung auf Rettung vergeblich schien, ein Schiff, von dem sie aufgenommen und nach langer Fahrt heimgebracht wurden. Wieder in einem deutschen Hafen, ferne von ihrer Heimat, angelangt, blieben die Matrosen beharrlich bei ihrer Meinung und erzählten in den Kneipen, es könne nicht anders sein, es wäre ein Verbrecher auf dem Schiffe gewesen. Bald verbreiteten sich die Schilderungen des schweren Seeunglücks überall in der Hafenstadt, und so hörte auch ein Mann davon, der aus dem Ort stammte, wo einige Monate vorher die alte Magd umgebracht wurde. Zwei Wochen nach der Bluttat war er von zu Hause fortgegangen und hatte dort noch gehört, daß ein Mensch mit einer Narbe über der Nase als Mörder der Alten bezeichnet worden war. Nun suchte er überall nach einem der Matrosen, die den schweren Schiffbruch erlitten hatten, aber sie waren inzwischen alle aus der Hafengegend verschwunden. So konnte er nicht erfahren, ob einer unter ihnen gewesen, der dies auffällige Merkmal trug. Fast war auch bei diesem Mann die Erinnerung an alle diese Dinge wieder erloschen, als er auf dem Wege nach einem Ankerplatz einem Menschen begegnete, an dem er eine Narbe wahrnahm, die ihm sofort auffiel. Er ließ den Verdächtigen nicht mehr aus den Augen und folgte ihm gegen Abend unauffällig in eine Kneipe. Bald brachte er es im Gespräch dahin, daß ihm der Matrose erzählte, er sei auf dem Schiff gefahren, das in der Nähe der Azoren in schwere Seenot geraten sei. Sie sprachen auch darüber, daß die Mannschaft behauptet habe, ein Mörder müsse unter ihnen gewesen sein. Da lachte der Mensch und sagte, von solchem Unsinn sei nichts zu halten. Kurz entschlossen erwiderte da der andere Seemann: „Aber ich glaube daran und sage dir ins Gesicht, daß du der Mörder gewesen bist. Du hast die alte Anni Belwe erstochen, sie hat vor ihrem Tod noch gesagt, daß ihr Mörder eine Narbe über der Nase gehabt

hat. Genau wie diese da, die einen Daumen groß ist." Damit zeigte er auf die Stelle auf der Stirne.

An dem tödlichen Erschrecken des Gezeichneten erkannte der Seemann, daß er an den Rechten geraten war, und hielt ihn fest, als der Verzweifelte die Kneipe verlassen wollte. Die Hafenpolizei wurde geholt, und noch in der gleichen Nacht bekannte der Matrose sein Verbrechen. Th. Abs.

Unerwartete Heilung. — Im Jahre 1529 fanden sich in einer der freien Reichsstädte auffallend viele Bettler zusammen. Besonders an Sonntagen lag in der Nähe der Hauptkirche eine Menge lahmer, blinder und mit allerlei schweren Gebrechen behafteter Leute, so daß die Kirchgänger kaum wußten, wen von diesen Elenden sie zuerst beschenken sollten, denn die Bresthaften schrien, jammerten und klagten so greulich und kläglich, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. An einem Sonntag ging der Scharfrichter zum Abendmahl; Meister Hanns Volport betrachtete sich die Jammergestalten genauer und gewann bald die feste Überzeugung, daß unter diesem Volk ganz gesunde Kerle waren, die sich durch allerlei ihm wohlbekannte Kunstmittelchen so abscheulich und erbarmungswürdig hergerichtet hatten, um das Mitleid der Leute zu erregen.

Am anderen Tag suchte Meister Hanns einen der Ratsherren auf und erbat sich die Erlaubnis, die vor den Kirchtüren liegenden Bresthaften und Siechen behandeln und heilen zu dürfen. Das war in jener Zeit nichts Ungehöriges, denn man wußte, daß der Scharfrichter in solchen Dingen nicht unerfahren zu sein pflegte. Galt doch mancher Henker als geschickter Helfer in Krankheitsfällen. Hanns Volport meinte, mit der Rechnung, die er dem Ratskollegium vorlegen wolle, könne man ruhig warten, bis ihm seine Kuren gelungen wären. Nur solle man ihn gewähren lassen und ihn nicht daran hindern, wie er die Krüppel behandeln wolle. Der Ratsherr erteilte ihm darauf die Genehmigung zu diesem Werk der christlichen Barmherzigkeit, und es wurde angeordnet, Meister Hanns möge von niemand behindert werden, die Krüppel zu behandeln.

Am Stillen Freitag, als der Hauptgottesdienst zu Ende ging,

fand sich der Scharfrichter mit drei Knechten vor der Kirche ein. Sie trugen, versteckt unter ihren Röcken, mit dicken Knoten versehene Peitschen. Die Kirchtüre wurde geöffnet, und gleich begann das Klagegeheul der Bresthaften, Blinden und Lahmen. Hanns Volport bezeichnete jedem seiner Knechte ein paar der Schreier, und alsbald zogen sie ihre Heilmittel hervor und schlugen ganz gehörig drein. Die Kerle baten anfangs gar jämmerlich um Schonung, als aber keiner der Knechte und noch weniger der Scharfrichter darauf achtete, warfen die Lahmen ihre Krücken und Rutschgestelle fort, die Blinden konnten auf einmal sehen und rannten so eilig mit gesunden Gliedern und Organen davon, daß die Kirchengänger ihre Schnelligkeit nicht genug bewundern konnten.

Der Ratsherr, von dem der Scharfrichter die Erlaubnis zu seiner Kur erhalten hatte, stand auch bei diesem unerwarteten Schauspiel; als der Platz so überraschend schnell leer geworden war, sagte er: „Meister Hanns, kannst du Krüppel und Lahme so schnell heilen, so wollen wir dich gern dafür nach Verdienst entlohnen." Die Bürger hatten an diesem Tag genug von Meister Hannsens Wunderkur zu erzählen. O. Gru.

Der kluge Ali-Beg Kaschkaschi. — In Kairo lebte ein alter Mann, der wegen seines auffälligen Aussehens zum Kinderspott geworden war. Sooft sich Ali-Beg Kaschkaschi in den Straßen sehen ließ, rannten die Kinder, denen der alte Sonderling lächerlich erschien, hinter ihm her und riefen ihm mit komischer Betonung seinen Namen nach. Der Alte kümmerte sich nicht um das Geplärr, wanderte mit größtem Gleichmut weiter und benahm sich so, als ob er gar nicht gemeint sei. Jahrelang hatten die Kinder ihren Spott mit ihm getrieben, da geschah es eines Tages, daß der gute Mann doch die Geduld verlor. Als wieder einmal das Gezeter losging: „Ali-Beg Kaschkaschi, Ali-Beg Kasch—ka—schii!" bückte er sich, hob einen Stein auf und schleuderte ihn aufs Geratewohl in den Haufen der ihn verfolgenden Kinder. Wie der Zufall es fügte, flog der Stein gerade dem lautesten Schreier an den Kopf. Heulend rannte der Getroffene davon.

Der Vater des ungezogenen Bengels geriet in großen Zorn, packte den alten Mann und schleppte ihn sogleich vor den Richter. Der ergrimmte, beleidigte Vater wollte es dahin bringen, daß der Alte verurteilt werden sollte, das verletzte Söhnchen auf seine Kosten heilen zu lassen.

Der Richter fragte den Beklagten mit strenger Miene: „Ali-Beg Kaschkaschi, weshalb hast du das Kind ohne Grund so zugerichtet?"

„Gottes Segen über den Propheten, o Richter!" waren die ersten Worte, die Ali-Beg aussprach.

Der Richter erwiderte nach Landessitte: „Der Segen Gottes sei mit ihm und sein Friede!"

„Gottes Segen über den Propheten, o Richter!" sagte Ali-Beg zum zweiten Male.

Weniger freundlich als zuvor wiederholte der Richter die herkömmliche Antwortformel.

Zum dritten Male begann Ali-Beg mit dem gleichen Segenswunsch.

„Tausendmal Segen über ihn!" rief noch einmal der Richter, runzelte aber diesmal bedenklich die Stirn.

In größter Gemütsruhe sprach der alte Sonderling zum vierten Male: „Gottes Segen über den Propheten."

Da verließ den Richter nun aber doch die Geduld. „Nun ist es genug!" rief er verdrossen. „Ich will es nicht mehr hören! Verstehst du mich?"

„Nur zu gut verstehe ich dich, o Richter!" erwiderte lächelnd Ali-Beg Kaschkaschi. „Du wirst zornig, weil du es satt bekommst, daß ich dir wieder und wieder den Segensgruß zurufe — und doch tue ich dir dies heute zum ersten Male an. Mir aber rufen die ungezogenen Kinder seit Jahren Tag für Tag meinen Namen zu. Ist es ein Wunder, daß ich einmal böse geworden bin?"

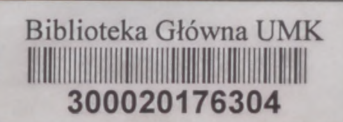
„Ali-Beg Kaschkaschi, geh heim!" sprach der Richter. „Ich finde dich nicht schuldig." Dem Vater aber empfahl er, seinen Knaben auf eigene Kosten heilen zu lassen und ihn künftig besser zu erziehen. K. v. T.

Gauner unter sich. — Auf nicht gewöhnlichem Wege waren einem Diebsgesellen fremde Gelder in die Tasche geraten, und er hatte guten Grund, das unrecht erworbene Gut nicht bei sich zu tragen. In einem schwachen Augenblick vertraute er sich einem seiner Genossen, und da er durch zu vielen Genuß geistiger Getränke nicht mehr ganz Herr seiner Zunge war, schilderte er ihm sogar den Ort, wo er seinen Schatz verborgen habe.

Als er einige Tage später nach seinem Gelde sehen wollte, war der schwatzhafte Kerl nicht wenig überrascht, daß er in dem ihm wohl bekannten Versteck keinen Pfennig mehr vorfand. Er brauchte sich gar nicht allzu lange zu besinnen, wer ihm diesen Streich gespielt habe; nur sein Genosse Peter konnte der Räuber gewesen sein. Ihn anzuzeigen, fand er aus begreiflichen Gründen nicht den Mut, denn sonst wäre er selber in eine ihm unerwünschte Lage geraten. Trotzdem wollte er auf das Geld nicht verzichten und sann lange darüber nach, wie er es wieder an sich bringen könne, ohne sich mit dem Gauner Peter unnötigerweise zu verfeinden.

Nach einigen Tagen suchte er den Räuber seiner Schätze auf, trank wieder mit ihm und stellte sich zuletzt mehr bezecht, als er in Wirklichkeit war. Auf dem Heimweg erzählte er in bester Laune mit gekünstelter Geschwätzigkeit, daß es ihm abermals gelungen sei, ein schönes Stück Geld zu erwischen, das er wie den ersten, vorher errafften Betrag am gleichen Ort verstecken wolle. Peter horchte auf und beschloß sofort, auch diese Summe an sich zu bringen. Um den Genossen aber nicht stutzig zu machen, brachte er das ihm gestohlene Geld in der gleichen Nacht an den Ort, wo er es genommen hatte. Nun war die Reihe, überrascht zu sein, an Peter. Denn als er sich aufmachte, um die Gelder zu holen, fand er keinen Pfennig mehr vor. Der schlaue Gauner hatte seinen ganzen Raub in Sicherheit gebracht. A. Fal.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Robert Mohr in Wien


Biblioteka Główna UMK
300020176304

